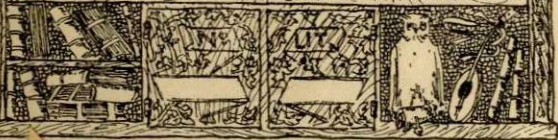


EX LIBRIS LIMUWIAE.



B-544

AMORE MORE ORE RE FIRMANTUR AMICITIAE.



Est A-5919

Dem Literarisch-musicalischen

Verein geschenkt von

30. November  
1888.

J. Schulmann  
stud. med.



# Baltische Novellen.

(Erste Sammlung.)

Durch Geschick zum Glück.

Von

James Brittwel.

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu  
123825

Doctor Löwenthal.

Von

M. von Malsch.



Riga.

Berlag von N. Schmel.

1888.

Дозволено цензурою. — Рига, 31. Октября 1888 г.

Est-A

Tartu Riikliku Olikooli  
Raamatukogu

15832

# Durch Geschick zum Glück.

Eine Novelle aus vergangener Zeit

von

James Britwel.

---



I.

Der Major von Brandes stand in übler Laune am Fenster und schaute auf die Straße hinaus, während der Regen draußen in großen Tropfen herunterprasselte.

„Verdammt!“ brummte er vor sich hin, „es muß natürlich gerade heute regnen, als wenn es an anderen Tagen dazu keine Zeit hätte. Verdirbt mir den ganzen Abend.“

Er verließ das Fenster und ging im Zimmer auf und nieder. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und eine kleine, ältliche Dame trat ein.

„Siehst Du, Lottchen,“ redete der Major die Letztere vorwurfsvoll an, „das kommt davon!“

„Was meinst Du, lieber Fritz?“ fragte diese.

„Das kommt davon,“ erwiderte der Major, „gerade, weil ich mich auf den heutigen Abend gefreut habe, darum regnet es jetzt und aus der ganzen Geschichte wird nichts. Der Alte da oben könnte sich auch was Gescheidteres ausgedacht haben, als gerade heute seine verdammten Schleusen aufzuziehen.“

„Aber Fritz, lästere nicht,“ fiel Lottchen ärgerlich ein, „mich überläuft es immer ganz heiß, wenn Du so sprichst.“

„Ach was, dummes Zeug! — Du fürchtest Dich vor jedem Quark, das kenne ich schon.“ Brummend setzte er seinen Weg im Zimmer fort.

Lottchen hatte sich unterdessen auf einen Stuhl am

Fenster gesetzt und einen Strickstrumpf zur Hand genommen. Sie verhielt sich meist schweigend bei solchen gotteslästerlichen Ausfällen ihres Bruders, denn sie wußte aus Erfahrung, daß der Major sich dann noch am ehesten beruhigte. —

Fräulein Lottchen hatte schon lange die Grenze der letzten Hoffnung überschritten und stand jetzt im Alter von etwa zweiundvierzig Jahren. In ihrer Jugend mußte sie recht hübsch gewesen sein, denn ihr Gesicht verrieth noch jetzt Spuren einstiger Reize. Boshafte Zungen erzählten sogar, daß sie sieben Freier gehabt habe, die aber unglücklicher Weise alle Apotheker gewesen seien, und gegen diesen Stand hatte sie von jeher eine Antipathie gehabt. So kam es, daß Fräulein Charlotte von Brandes unverehelicht blieb, da ein anderer Bewerber sich nicht einfand. Trotzdem war sie den Männern nicht abhold und bewegte sich gern in deren Gesellschaft und nahm an deren Unterhaltung Theil.

Der Major, von untersehter, kräftiger Gestalt, mit einem gerötheten Gesicht und struppigen Schnurrbart, war sechs Jahre älter als die Schwester. Er war nie zufrieden zu stellen, und was auch geschehen mochte, er brummte über Alles. Seit sieben Jahren wegen einer Schußwunde verabschiedet, lebte er seitdem von der kleinen Pension und den Renten eines kleinen Capitals in Havenstein.

Am heutigen Abende erwartete der alte Herr zwei Herren zur Kartenpartie. Da es aber so ganz unverantwortlich regnete, so war es sehr fraglich, ob die beiden Herren es diesmal nicht vorziehen würden, zu Hause zu bleiben. Diese Ungewißheit versetzte den Major in die verdriesslichste Laune, um so mehr, da auch die alte Wanduhr bereits die sechste Stunde geschlagen hatte und die Herren noch nicht da waren.

Ein alter Diener, ein verabschiedeter Soldat in abgetragener Uniform, brachte soeben die brennende Lampe herein, stellte sie auf den Tisch und entfernte sich wieder.

Der Major sah nach der Uhr. „Schon ein Viertel

nach sechs," knurrte er, "verweichlichtes Volk, fürchtet wohl den Schnupfen zu bekommen, wenn —"

Jetzt ertönte die Hausglocke und bald darauf trat Herr Kieper ein, Buchhalter eines Handlungshauses der Stadt. Es war eine hagere Gestalt mit glattrasirtem Gesicht, etwas spärlich grauem Haar und kleinen freundlich blickenden Augen.

Nach der Begrüßung theilte er mit, daß der andere Herr sich entschuldigen lasse, da er unerwartet den Besuch seines Bruders erhalten habe, den er seit zwei Jahren nicht gesehen.

Der Major brummte ärgerlich etwas vor sich hin.

"Wie geht es Ihrer lieben Frau, Herr Kieper?" fragte Fräulein Lottchen.

"Danke, ganz gesund, ließ auch herzlich grüßen," war die Antwort.

"Und die Kinder auch gesund?"

"Nun, hör' doch 'mal auf!" fuhr der Major dazwischen, "was soll ihnen denn geschehen sein? Natürlich Alle gesund, sonst wäre ja Herr Kieper nicht hier."

"Aber Friß, wie Du heute merkwürdig bist! — Bitte, Herr Kieper, nehmen Sie aber doch Platz und rauchen Sie sich eine Cigarre an."

"Danke, danke, Fräulein."

Der Major trommelte unruhig mit den Fingern auf dem Tisch. "Also aus unserer Partie wird heute nichts?" fragte er und sah verdrießlich zu Kieper hin.

Dieser zuckte mit den Schultern und erwiderte nichts.

In diesem Augenblick brachte der Diener die Zeitung und übergab sie dem Major, der das Blatt entfaltete und zu lesen begann.

"Ist Fräulein Elwire nicht zu Hause?" fragte Kieper.

"Nein," erwiderte Lottchen, "unsere Elwire ist heute Abend bei Rehbergs."

"Ach, dann wird sie ja dort auch den Grafen Louri sehen."

"Was sagten Sie?" fragte Lottchen, "wen wird sie sehen?"

„Den Grafen Louri,“ erwiderte Kieper, „den Amerikaner.“

„Mein Gott, Herr Kieper,“ rief Lottchen ungeduldig, „Sie sprechen so, als wenn wir wüßten, wer das ist. So erzählen Sie doch hübsch ordentlich.“

„Aber, Fräulein, wie konnte ich denn denken, daß Sie noch nichts von dem reichen Amerikaner gehört haben. Die ganze Stadt spricht jetzt nur von ihm. Er ist seit einigen Tagen hier, scheint sehr reich zu sein und ist in den besten Kreisen bekannt geworden. Heute Abend ist er zu Staatsrath Rehberg eingeladen.“

„Wir haben keine Ahnung von diesem Grafen,“ versicherte Lottchen. „Fritz, hast Du etwas davon gehört?“

Der Major blickte über das Zeitungsblatt hinweg und fragte: „Wovon gehört?“

„Von einem reichen amerikanischen Grafen, der sich hier in der Stadt aufhält.“

„Nun, was ist denn dabei so merkwürdig?“ brummte der Major. „Grafen giebt es überall und reiche auch.“

„Aber dieser soll sehr reich sein und ist heute Abend bei Rehbergs,“ erklärte Lottchen ohne Zusammenhang.

„Ich begreife Dich nicht! Was willst Du nur eigentlich?“

Kieper legte sich in's Mittel. „Es ist hier nämlich,“ sagte er, „vor einigen Tagen ein gewisser Graf Louri eingetroffen, ein junger, sehr schöner und reicher Mann, der viel von sich reden macht, in den besten Häusern verkehrt und besonders ein Liebling der Damen ist.“

„Das kann ich mir denken,“ versetzte der Major, „das ist so recht was für die Frauensleute, jung, hübsch, reich und etwas dunkle Herkunft.“

„Seine Herkunft soll nicht dunkel sein,“ versetzte Kieper, „er stammt —“

„Er ist Amerikaner,“ fiel Lottchen ein.

„Da haben wir's,“ sagte der Major und nickte mit dem Kopf. „Die Amerikaner sind die rechten Schwindler

und für die Schwärmen unsere Frauenleute ganz besonders."

"Er stammt eigentlich aus Frankreich," fuhr Kieper fort zu erzählen, "hat sich schon als junger Mensch nach Amerika begeben und dort sein Glück gemacht. Er soll dort große Goldwäschereien besitzen."

"Wie weiß man denn das Alles?" fragte der Major.

"Er selbst hat es erzählt."

"Ha, ha, ha!" lachte der Major, "dann kann es ja immer noch gelogen sein."

"Das ist doch nicht gut anzunehmen, er soll ein sehr feiner und gebildeter Mann sein."

"Die echten Schwindler erscheinen gewöhnlich fein und gebildet."

Kieper zuckte mit den Achseln. "Aber daß er reich ist, ist Thatsache," fügte er hinzu. "Er hat hier schon mehrere Tausend auf Wechsel gezogen."

"Ach, gehen Sie doch, lieber Herr Kieper, was will das sagen? Die Wechsel können ja auch gefälscht sein. Ich will dem Manne nicht zu nahe treten, ich kenne ihn ja nicht, aber das Alles, was Sie anführen, beweist noch nichts."

Kieper wußte darauf nichts zu erwidern.

"Was will er denn eigentlich hier?" fragte der Major nach einer Weile.

"Er reißt jetzt zum Vergnügen umher", war die Antwort.

"Und bei Rehberg's ist also heute geladene Gesellschaft?" fragte Lottchen dazwischen. "Die arme Elwira hat es gar nicht gewußt."

"Nun, was ist denn das für ein Unglück", fuhr der Major auf.

"Sie hat sich doch gar nicht darnach angekleidet", erklärte die Schwester, "und außerdem war sie ja auch nicht geladen."

"Mein Gott! hinausschmeißen wird man sie doch nicht."

"Es ist aber doch immer unangenehm, in eine geladene Gesellschaft zu gerathen."

„Ach was, sie wird sich schon zu helfen wissen. Ich begreife nur nicht, wie man so viel Wesen von einem hergelaufenen Grafen machen kann. Das beweist, daß unser Havenstein noch sehr viel Kleinstädtisches an sich hat.“

Der Major von Brandes zürnte ebenso der ganzen Stadt, wie den einzelnen Menschen, ohne irgend welchen Grund dazu zu haben. Er mußte eben über Alles brummen.

„Vielleicht ist der Graf gar verheirathet?“ fragte Lottchen.

„Nun, was hast Du denn dabei für Schaden? — Dich wird er doch nicht heirathen.“

„Pfui, Fritz, wie kannst Du so reden!“

„Was fragst Du denn so?“

„Er soll nicht verheirathet sein“, erwiderte Kieper.

„Ach, so hol' ihn der Geier!“ rief der Major ungeduldig. „Den ganzen Abend von nichts Anderem zu reden, als von diesem Grafen! Es würde mich nicht wundern, wenn sogar in der Zeitung von ihm geschrieben wäre.“

„Kommen Sie, Herr Major“, sagte Kieper, „lassen Sie uns lieber eine Partie Schach spielen.“

„Aber die Herren werden sehr bald zum Thee gerufen werden“, bemerkte Lottchen, „es wird sich kaum lohnen, jetzt zu beginnen.“

„Dummes Zeug! wir können nachher fortsetzen“, meinte der Major und holte das Schachbrett nebst Figuren.

## II.

Elwira war die Nichte der Geschwister Brandes, das einzige Kind eines vor fünf Jahren verstorbenen Bruders derselben. Als dreizehnjähriges Mädchen, bald nach dem Tode ihres Vaters, kam sie in das Haus des Majors und wurde von Tante Lottchen erzogen, da sie ihre Mutter schon zehn Jahre früher durch den Tod verloren hatte.

Zur Zeit unserer Erzählung war Elwira zu einer blühenden Jungfrau herangereift, deren äußere Er-

scheinung wohl dazu angethan war, von den Männern beachtet zu werden. Sie war von mittlerem Wuchse, entwickelten Formen, hatte kleine Hände und Füße, einen zierlichen, anmuthigen Gang, ein schmales, zartes Gesicht, das durch die großen, blauen, ausdrucksvollen Augen und das aschblonde Haar einen besondern Reiz erhielt.

Wir finden sie am heutigen Abende im Hause des Staatsraths Rehberg, dessen beide Töchter von der Schule her mit ihr befreundet sind.

Rehberg war ein kleiner, unscheinbar aussehender Mann mit einem *Henri quatre*, Präsident einer Eisenbahngesellschaft und bezog als solcher eine hohe Gage, ohne jedoch durch seine Tüchtigkeit in dieser Branche sich besonders hervorgethan zu haben. Seine Frau war wenigstens um fünfundzwanzig Jahre jünger, zeigte noch immer deutliche Spuren einstiger Schönheit und verstand es, trotz ihrer vierzig Jahre, durch ihr munteres, herzliches Wesen einen Jeden noch für sich einzunehmen. Als junges Mädchen war sie mit dem damaligen Lieutenant von Brandes heimlich verlobt gewesen, hatte aber, während einer längeren Trennung von diesem, sich eines Andern besonnen und den Antrag des viel älteren, aber in hoher Stellung lebenden Rehberg angenommen. Seit jener Zeit empfand der Major von Brandes ein Mißtrauen gegen die Weiber und ließ ihnen kein gutes Haar.

Die beiden Töchter von Rehbergs waren nicht hübsch, jedoch hatte die ältere, Marie, das freundliche Wesen der Mutter geerbt und war dadurch bei ihren Bekannten sehr beliebt, während Clara, die Jüngere, den Hochmuth des Vaters überall zur Schau trug und deshalb mehr gemieden wurde.

Als Elvire in's Zimmer trat, hatte Clara sie mit den Worten begrüßt: „Wir erwarten heute zum Abend den Grafen Louri.“

„Graf Louri? — wer ist das?“

„Hast Du denn nichts vom Grafen Louri gehört?“

fragte Clara erstaunt. „Er ist der schönste Mann, den ich je gesehen, dabei soll er schrecklich reich sein.“

„Ja, wo kommt er denn aber her?“

„Aus Amerika. Papa hat ihn kennen gelernt und zu heute eingeladen. Die ganze Stadt schwärmt für ihn. Ich habe ihn gestern im Theater gesehen.“

„Du bist ja sehr aufgeregte,“ bemerkte Elwire, „interessirt er Dich denn so sehr?“

Marie kam hinzu. „Clara ist ganz aus Rand und Band,“ sagte sie, „seit sie ihn gesehen.“

„Seit sie ihn gesehen, glaubt sie blind zu sein,“ neckte Elwire.

„Ja, wie soll denn ein so schöner, gebildeter und reicher Mann Eine nicht interessiren?“

„Gewiß, gewiß, und dazu noch ein Graf,“ meinte Elwire etwas böshaft. „Aber sagt doch, was führt ihn denn hierher?“

„Er reist zum Vergnügen in der Welt umher,“ erwiderte Clara, „er soll schon fast alle Länder kennen.“

„Wird denn sonst noch Jemand hier sein?“ fragte Elwire.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Clara, „was gehen mich die Anderen an.“

„Ach, Clara ist ja närrisch,“ sagte Marie und fügte auf Elwires Frage hinzu: „es werden noch einige Herren hier sein, Baron Marner, Advocat Sommer und der Candidat Bluhme.“

„Der hätte auch zu Hause bleiben können,“ meinte Clara.

„Was hast Du gegen ihn?“ fragte Elwire.

„Er ist mir zu fromm und überhaupt widerlich.“

„Hm! aber der Graf ist nach Deinem Geschmack, nicht wahr?“

„Der ist reizend! Schwarze Haare, schwarzen Bart und schwarze Augen, dabei ein bleiches Gesicht, eine feine, schmale Nase, schöne Zähne und einen Mund —“ Clara küßte dabei ihre Fingerspitzen.

„Nun, Du scheinst mir im Theater mehr auf den Grafen, als auf die Bühne gesehen zu haben,“ lachte Elwire.

„Gewiß, das Stück war mir schon bekannt.“

Herr Rehberg trat ein und begrüßte Elwire.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen,“ sagte er, „daß Sie uns besucht haben, dafür sollen Sie auch heute eine Schönheit zu sehen bekommen, für die alle Damen schwärmen. Meine Töchter haben Ihnen wohl schon erzählt?“

„Ja, ich habe gehört,“ erwiderte Elwire, „ich bin recht neugierig auf dies Phänomen.“

„Scherz bei Seite, Fräulein Brandes, es ist eine außergewöhnliche Erscheinung. Mir ist er besonders dadurch interessant, weil etwas Geheimnißvolles an ihm ist.“

„Am Ende ist er gar ein Schwindler,“ pläzte Elwire heraus.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Staatsrath, „nein, Fräulein, diesen Eindruck macht er wohl nicht, sonst hätte ich ihn ja auch nicht eingeladen; aber er hat wirklich etwas Interessantes an sich, ich weiß nicht, ist es das Fremdartige in der Aussprache des Deutschen oder die Art und Weise, von seinen Reisen zu erzählen — denn der Mann ist in aller Herren Länder gewesen, müssen Sie wissen — oder liegt es in seinem Wesen, genug, Sie werden ihn kennen lernen.“

„Papa,“ bemerkte Marie, „ich werde Dir jagen, es ist der Reichthum, der ihn Allen interessant macht.“

„Geh, geh, mein Schäfchen, Reichthum ist nicht im Stande, uns zu blenden. Er verkehrt ja nur in den besten und reichsten Häusern, wo das Geld keinen so großen Werth besitzt. Also das ist es nicht. Aber es ist wahr, er muß sehr reich sein, denn er hat hier Wechsel gehoben, die sich auf viele Tausende belaufen.“

„Seit wann ist er denn schon in der Stadt?“ fragte Elwire.

„Seit etwa vier bis fünf Tagen. Haben Sie vorher noch nichts von ihm gehört?“

„Nein.“

„In der That? — Nun ja, Ihr Onkel schließt sich so sehr von allem Verkehr ab, daß es auch nicht zu verwundern ist, wenn Sie nichts davon erfahren, was in der Welt vorgeht.“ Der Staatsrath sah nach der Uhr. „Uebrigens werden die Herren wohl bald hier sein,“ fügte er hinzu.

„Papa, warum hast Du den Candidaten Bluhme gebeten?“ fragte Clara.

„Siehst Du, liebes Kind, das machte sich so zufällig. Ich forderte Sommer auf und der Candidat war zugegen, da konnte ich ihn doch nicht umgehen. Uebrigens wird er ja Niemand stören, er ist ein so harmloser Mensch.“

Frau Rehberg erschien, in schillernde Seide gekleidet, begrüßte Elwira und wandte sich darauf an ihren Mann mit der Bitte, nur ja nicht zu vergessen, die Herren, wenn sie rauchen wollten, in sein Arbeitszimmer zu führen.

„Aber, meine Liebe,“ versuchte der Gemahl einzuwenden, „das stört ja die Gemüthlichkeit, wenn wir uns ohne Cigarren mit Euch unterhalten sollen.“

„Aber ich bitte Dich, denk doch auch an die Gardinen, die durch den abscheulichen Rauch leiden.“

Baron Marner und Graf Louri traten in diesem Moment gleichzeitig ein.

„Nun, Herr Graf,“ fragte die Dame des Hauses nach der Begrüßung, „wie gefällt es Ihnen in unserer Stadt?“

„O Madame, ich bin ganz entzückt von der Gastfreundschaft, die hier herrscht. In keinem Lande, nirgends habe ich das in so hohem Grade gefunden, wie hier. Man ist hier so herzlich, so freundlich, fast hätte ich Lust, mich hier anzukaufen und einen Theil des Jahres zu verleben.“

„Freilich, Herr Graf, da Sie in Amerika zu Hause sind, so muß Ihnen der Unterschied wohl auffallen.“

„Gewiß, Madame, wir Amerikaner leben nur für das Geschäft. Der Fremde hat für uns nur in sofern Interesse, als mit ihm ein Geschäft zu machen wäre. Man achtet den Menschen nur nach seinem Geldwerthe, und wissen Sie, wenn man zum Unglück von der Natur mit viel Gemüth ausgestattet ist, wie ich es leider von mir sagen kann, so fühlt man sich in einem solchen Lande wohl recht unbehaglich.“ Bei diesen Worten warf er einen Blick auf Elvire.

Jetzt trat der Candidat Bluhme und gleich darauf der Advocat Sommer ein. Es entstand durch die Begrüßung eine Bewegung in der Gesellschaft, man fand sich, sprach einige Worte, trennte sich, setzte sich und bald war die Unterhaltung wieder eine allgemeine.

Der Graf hatte unterdessen die Zeit benutzt, den jungen Damen einige Schmeicheleien zu sagen, und hatte dann neben ihnen im Kreise Platz genommen.

Der alte Staatsrath, der ein eifriger Dilletant in den Naturwissenschaften war, verstand es mit Geschick, das Gespräch auf letztere zu bringen, um seine Belesenheit auf diesem Gebiet hervortreten zu lassen. Man hatte den Brand des Ringtheaters besprochen, und war dann auf die vielen Massentödtungen in der letzten Zeit übergegangen, wie z. B. durch die verheerenden Kriege, die Ueberschwemmungen, die Erdbeben, u. s. w. Der Staatsrath wollte darin ein Naturgesetz erblicken, daß die Natur nach gewissen Zeitperioden sich der Menschen durch Massenvernichtung ebenso entledige, um einer Uebervölkerung vorzubeugen, wie sie dies alljährlich mit den Thieren thue, um eine zu starke Vermehrung zu vermeiden.

„Als noch Cholera und Hungersnoth im Stande waren, in bestimmten Perioden die Menschheit zu decimiren“, meinte der Staatsrath, „waren die Kriege nicht in dem Grade vernichtend und von Verschüttungen, Verbrennungen, Ueberschwemmungen und Erdbeben hörte man nicht so oft, wie heutzutage, seitdem durch Eisenbahnen einer Hungersnoth und durch die Wissenschaft

den verheerenden Epidemien sehr bald Schranken gesetzt werden. Ich bin überzeugt, sobald der menschliche Geist gegen jene Calamitäten Schutzmittel ersinnen wird, so wird auch die Natur neue Wege finden, um einer allzu großen Zunahme der Bevölkerung zu steuern."

Der Candidat, als zukünftiger Seelsorger, glaubte, gegen solche gottlose Ansichten doch Einsprache thun zu müssen und sagte:

"Ich habe es nie begreifen können, wie man sich mit einer solchen Erklärung für außergewöhnliche Ereignisse zufrieden geben kann. Ein blindes Naturgesetz kann mir doch unmöglich genügen, um derartige Uebel in der Welt zu erklären. Mir ist es viel verständlicher, die strafende Hand Gottes darin zu erblicken."

"Oho! Herr Candidat", fiel Baron Marner ein, "das müßte denn doch ein gar zu ungerechter Gott sein, der wegen ein paar Uebelthäter viele hundert Unschuldige auch vernichten würde."

"Sündig sind alle Menschen", erwiderte der Candidat, "und Keiner kann von sich sagen: ich bin ohne Sünde und bedarf nicht der Gnade Gottes!"

"Dann sollte doch der liebe Gott gleich alle Menschen vernichten", bemerkte Sommer.

"Gottes Wege sind unerforschlich, was er thut, ist wohlgethan", erwiderte der Candidat.

"Aber lieber Herr Bluhme", fiel Rehberg ein, "allen Respect vor der Hand Gottes, wenn wir aber Alles auf diese Weise erklären wollten, könnte die Wissenschaft sich zur Ruhe begeben, und wir würden rückwärts gehen."

"Es fragt sich, ob dies für die Menschheit ein Nachtheil wäre."

Zu diesem Ausdruck schwieg man, denn er war zu absurd, um darauf noch etwas zu entgegnen, und auf das religiöse Gebiet wollte man das Gespräch nicht überführen. Die Herren lächelten und der Baron Marner zuckte bedauernd mit den Achseln. Der Graf hatte an

dieser Unterhaltung nicht Theil genommen, sondern sich mit Frau Rehberg und den jungen Damen unterhalten.

Rehberg forderte seine Tochter Marie auf, etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Die Frau des Hauses entfernte sich, um nach dem Rechten zu sehen, und der Graf setzte seine Conversation mit Elwira und Clara fort.

Marie hatte viel Talent für Musik und darin den besten Unterricht genossen, sie zierte sich daher keinen Augenblick und spielte einige Stücke von Chopin.

„Fräulein Brandes,“ sagte der Graf, „Sie müssen mir nicht böse sein, wenn ich Sie während der Zeit vielleicht zu viel angesehen habe, aber Sie ahnen nicht, was mich dazu veranlaßte. Ich finde eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Ihnen und einer jungen Dame, die meinem Herzen sehr nahe gestanden hat. Sie starb leider nur zu früh — Sie können sich also vorstellen, wie angenehm es mich überraschte, durch Sie an jenes Wesen erinnert zu werden.“

Der Graf schwieg und Elwira schwieg auch. Clara aber fragte: „War die junge Dame auch Amerikanerin?“

„Sie war in Amerika geboren und erwachsen, aber ihre Eltern sind Deutsche.“

„Ich denke mir das Leben in Amerika schrecklich,“ sagte Clara, „ein Jeder sinnt nur darauf, reich zu werden.“

„O Du Kindskopf!“ dachte der Graf, laut aber sagte er: „Sie haben Recht, Fräulein, dem materiellen Einflusse kann man sich dort nicht entziehen und ein Jeder ist dort gezwungen, nur an sich zu denken, nur den eigenen Vortheil wahrzunehmen. Keiner kümmert sich um den Andern. Wenn man nicht die Anlagen dazu besitzt, so wird man ein solches Leben wohl bald satt, und deshalb denke ich auch ernstlich daran, jenes Land zu verlassen und mich an einem Orte anzukaufen, wo man auch wirkliche Menschen findet, nicht nur Maschinen. Reich genug bin ich, warum soll ich nicht den Rest meines Lebens noch genießen?“

„Erzählen Sie etwas von Ihren Reisen,“ bat Clara.  
„Sie sind so weit herum gewesen.“

„Ja, Fräulein, was soll ich Ihnen erzählen? Die Menschen sind sich überall gleich. Ueberall findet man Gute und Schlechte. Nur das Mehr oder Weniger unterscheidet sie von einander. Der Egoismus ist bei jedem Menschen die Triebfeder seiner Handlungen, nur tritt er bei dem Einen offener hervor, bei dem Andern versteckt er sich unter dem Mantel der christlichen Liebe. Der Indier am Ganges, ebenso wie der fatalistische Mohamedaner, der Kannibale, wie der Christ mit seiner Nächstenliebe, Alle huldigen sie demselben Grundsatz: erst komm' ich, und dann komm' ich noch einmal. — Glauben Sie mir, meine Damen, wenn man das Leben von allen Seiten kennen gelernt hat und nirgends das Ideale realisiert findet, man wird es überdrüssig, man möchte es fortwerfen, wie einen alten Handschuh.“

„Es kann ja nicht anders sein,“ meinte Elvire und sah den Grafen mit ihren großen Augen an, „sobald wir das Ideale realisiert fänden, so hörte es ja eben auf, Ideal zu sein. Trotzdem möchte ich gern reisen, Menschen und Länder kennen lernen, auch auf die Gefahr hin, blasirt zu werden.“

„Sie nennen das blasirt sein?“ fiel der Graf ein.  
„Ich bin nicht blasirt, mein Fräulein, ich verstehe wohl noch ein herzliches, freundliches Entgegenkommen bei den Menschen zu würdigen. Es ist aber etwas Anderes, was mich deprimirt, was mich das Leben nicht werth erscheinen läßt, es zu leben. Ich meine die Ungerechtigkeit, die Schlechtigkeit der Menschen, das ist's, was mich empört. — Sehen Sie, meine Damen, wenn man immer und überall dasselbe Elend gesehen, wenn man erkannt hat, daß Alles, was ist, nur werth ist, daß es zu Grunde gehe, dann macht man sich die Worte des Dichters zum Grundsatz:

„Ist einer Welt Besitz für Dich zerronnen,  
Sei nicht in Leid darüber, es ist nichts!  
Und hast Du einer Welt Besitz gewonnen,

Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts!

Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,

Geh an der Welt vorüber, es ist nichts!"

"Das war sehr hübsch gesagt," meinte Elwire, "aber ich kann es dennoch nicht zugeben, daß Alles nichts werth sein soll. Vielleicht kenne ich die Schattenseiten des Lebens noch zu wenig."

"Sie sind noch zu jung, mein Fräulein," versetzte der Graf, "und Gott behüte Sie, die Schattenseiten jemals kennen zu lernen."

In diesem Augenblick trat der Diener ein und bat zum Thee.

### III.

Als die Gesellschaft sich gegen Mitternacht trennte und die Gäste das Haus verlassen hatten, bat der Graf bei der Hausthür Elwire um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen.

"Wozu wollen Sie sich bemühen, Herr Graf," erwiderte diese, "ich habe Begleitung, man hat mir unsern Diener nachgeschickt."

"O Fräulein, Sie werden mir dennoch die Bitte nicht abschlagen, noch in Ihrer Gesellschaft bleiben zu dürfen, um so weniger, da ich es gewohnt bin, jeden Abend eine kleine Promenade zu machen, und das Wetter nach dem heutigen Regen ganz prächtig geworden ist, sogar der Mond sogleich hinter jener Wolke zum Vorschein kommen wird."

Während dessen hatte Elwire, gefolgt von ihrem Diener, den Weg nach Hause eingeschlagen, begleitet vom Grafen. Sie mußte sich seine Begleitung gefallen lassen, wenn sie nicht unartig erscheinen wollte, seinen Arm aber, den er ihr anbot, nahm sie nicht an.

"Geht es Ihnen nicht auch so, mein Fräulein," fragte der Graf, "daß der milde Schein des Mondes auf Sie einen magischen Einfluß ausübt?"

"Ich kann es nicht leugnen," erwiderte Elwire, "daß mich bei Mondschein eine ganz eigenthümliche elegische Stimmung überkommt, aber nur dann, wenn ich ganz

allein bin, mich aus dem Gewühl der Menschen ge-  
flüchtet habe."

"Gewiß, gewiß, nur allein oder auch zu Zweien," fiel  
der Graf ihr in's Wort. "Es ist so, als fühlte man  
die Nähe der Gottheit, solch' ein erhebendes Gefühl  
überkommt Einen. Dieselbe Empfindung übrigens be-  
mächtigt sich meiner, wenn ich mich am brausenden  
Meer oder im stillen Walde oder auf Bergeshöhen be-  
finde, und unter mir die Menschen mit ihren Freuden  
und Leiden zurückgelassen habe, während ich den Blick  
meilenweit über alles Irdische hingleiten lasse."

"Darüber kann ich nicht urtheilen," bemerkte Elwire,  
"da ich so hohe Berge nicht einmal gesehen habe."

"O Fräulein, Sie müssen reisen und Gottes schöne  
Schöpfung kennen lernen."

"Dazu wird es wohl nie kommen, ich habe nicht über  
die nöthigen Mittel zu verfügen."

"Aber Ihr Herr Vater?"

"Mein Vater lebt nicht mehr und auch meine Mutter  
ist gestorben. Ich lebe schon seit fünf Jahren bei  
meinem Onkel."

"Verzeihen Sie, daß ich eine schmerzliche Erinnerung  
in Ihnen berührt habe. Ich hatte wirklich keine Ahnung.  
— Aber Ihr Herr Onkel wird doch gewiß mit Ihnen  
einmal eine Reise in die Schweiz oder nach Italien  
machen."

"O nein, Herr Graf, da irren Sie sich. Sie scheinen  
vorauszusetzen, weil Sie über Reichthümer verfügen,  
daß auch Andere sie besitzen müssen. Mein Onkel hat  
nur ein sehr kleines Vermögen und seine Pension."

"Ihr Herr Onkel hat beim Militär gedient?"

"Ja, er hat als Major seinen Abschied genommen."

"Ah, Major! — Würde er es mir verübeln, wenn  
ich ihm meine Aufwartung machte?"

"Warum, Herr Graf? eine Artigkeit darf man doch  
Keinem übel nehmen."

"Nun gut, mein Fräulein, dann werde ich so frei  
sein, morgen zu erscheinen."

„Wir leben sehr still und zurückgezogen, und Sie werden wohl kaum das bei uns finden, was Sie vielleicht hoffen.“

„Und wenn ich es schon gefunden habe?“

„Mein Onkel ist ein wenig Sonderling,“ fuhr Elwire etwas verwirrt fort, „ein alter Hagestolz und oft verdrießlich.“

„Vielleicht gelingt es mir, ihn etwas aufzuheitern.“

„Vielleicht.“

„Uebrigens, Fräulein, wenn Sie mir nur nicht die Thüre weisen, alles Andere läßt sich schon ertragen.“

„Gute Nacht!“ sagte plötzlich Elwire, „hier bin ich schon zu Hause.“

„Schon!“ seufzte der Graf. „Wenn es denn sein muß, — Gute Nacht, mein liebes Fräulein, — wünsche wohl zu schlafen!“

Sie reichte ihm die Hand, die er fest an seine Lippen drückte.

\* \* \*

Während Elwire, aufgereggt durch die Andeutungen des Grafen, schnell in ihr Zimmer schlüpfte, sich entkleidete und zu Bette legte, um mit offenen Augen sich süßen Gedanken hinzugeben, ging der Graf langsam die Straße zurück zu dem Hotel, in welchem er abgestiegen war.

„Ein reizendes Mädchen, die Kleine,“ sprach er vor sich hin. „Leider ist sie für mich unerreichbar — ja, wessen Schuld? — wer hieß mich, ein solches Leben führen?“ —

Sein Diener erwartete den Grafen in dessen Zimmer.

„Kommst Du endlich!“ sagte jener vorwurfsvoll, „bei Gott, man kann es satt werden, bei Dir den Diener zu spielen.“

„Ruhig, mein Freund,“ erwiderte der Graf, „Du darfst Dich nicht beklagen, Deine Rolle ist jedenfalls leichter als meine. Glaubst Du, ich sei auf Rosen gebettet? — Verfluchtes Spiel, immer nur darauf zu

achten, daß man sich nicht einmal verräth. Wenn die Leute mich nicht für so reich halten würden, wären sie mir schon längst hinter die Schliche gekommen. Nur das Geld macht sie blind und flößt ihnen Respect ein. — Was glaubst Du wohl? Während Du hier ißt, trinkst und schläfst, muß ich den Frauen die Köpfe verdrehen, die Mädchen in mich verliebt machen und ihnen schöne Dinge sagen, und mit den Männern über Dinge sprechen, von denen ich nichts verstehe. — Ein unbedachter Ausspruch kann mich verdächtigen und dann — ade Herrlichkeit!

Er warf sich müde auf's Sopha.

„Nun, und was hast Du heute erfahren?“ fragte der Diener.

„Erfahren? — Nichts hab ich erfahren, aber ein hübsches Mädchen habe ich kennen gelernt, und das muß ich haben.“

„Da haben wir's! — Sind wir etwa dazu hergekommen, um mit den Weibern zu charmiren?“

„Davon verstehst Du nichts,“ erwiderte der Graf mit Ruhe. „Bei solch' einem gewagten Spiel, wie wir es treiben, darf man die Weiber nie aus den Augen verlieren. Die sehen schärfer, als die Männer. Die muß man also vor allen Dingen für sich gewinnen. — Morgen Mittag mache ich eine Visite bei dem hübschen Mädchen und Abends wird bei mir Herrenbesuch sein. Dann wollen wir eine Bank auflegen und ihre Taschen etwas leeren. — Aber nun erzähle, was hast Du ausgerichtet?“

„Ich war bei der Frau Polizeimeister,“ berichtete der Diener, „gab ihr den Brief ab und bat um Antwort.“

„War der Mann nicht zu Hause?“

„Ich habe ihn nicht gesehen.“

„Und was ließ sie mir sagen?“

„Sie ließ sagen, sie würde Deinen Wunsch erfüllen.“

„So? — das heißt also, sie wird morgen um 10 Uhr in der Kirche sein. — Begreifst Du nun, welchen Unannehmlichkeiten ich mich aussetzen muß? Mir ist wahrhaftig nicht darnach zu Muth, mit dieser Frau

eine Liebschaft anzubinden, sie ist ja nicht einmal hübsch, aber es muß sein. Und gerade die Frau des Polizeimeisters ist sehr wichtig für uns. Denn sollte uns einmal die Polizei in die Karten sehen, so wird sie uns schon laufen lassen, damit nicht Alles an die Oeffentlichkeit gelangt. Deshalb eben muß ich auch mit Personen aus den höchsten Ständen verkehren, denn nichts fürchten diese Leute so sehr, als einen öffentlichen Scandal, in den sie verwickelt werden. Ich bin überzeugt, man wird uns noch Reisegeld geben, damit wir so schnell wie möglich verschwinden."

"Ich habe mit dem Diener des Baron Marner Bekanntschaft gemacht", berichtete der Gefährte des Grafen, "und mir dabei die Gelegenheit angesehen."

"Ach so! — das ist gut. Der Baron wird morgen auch hier sein. Unterdessen kannst Du dann dort die Sache besorgen. — Gute Nacht — es ist schon spät."

Als der Graf am anderen Morgen erwachte, fiel es ihm sogleich ein, daß er um 10 Uhr in der russischen Kirche sein müsse, wo er die Frau des Polizeimeisters treffen wollte. Er sah nach der Uhr und fand, daß er sich beeilen müsse, um noch zur rechten Zeit da zu sein.

In demselben Augenblick, als er das Gotteshaus betrat, erschien auch die junge Frau, welche ihm zum Gruß die Hand reichte und mit ihm unter den Betenden verschwand. Dem Grafen lag nur daran, von vielen der Anwesenden gesehen zu werden, damit die Leute nachher darüber sprächen.

Zwei Stunden später finden wir den Grafen beim Major von Brandes in lebhafter Unterhaltung mit diesem und den beiden Damen.

"Aber um Gottes willen, Herr Graf", fragte der Major, "wie sind Sie nur auf die Idee gekommen, unsere Stadt zu besuchen, nachdem Sie die größten und schönsten Städte gesehen haben?"

"Eben darum", erwiderte der Graf, "weil ich so Vieles gesehen, wollte ich noch mehr kennen lernen, und

ich muß gestehen“, fügte er mit einem Blick auf Elwire hinzu, „ich bedaure nicht, hierher gekommen zu sein“.

Elwire erröthete bei diesen Worten und senkte den Blick zu Boden. Tante Lottchen aber sagte: „Das ist ja sehr erfreulich zu hören, daß Sie sich hier gefallen“.

„Ach was, gefallen!“ brummte der Major, „Nest bleibt Nest. Ist doch weiter nichts, als eine große Kleinstadt, wo der Eine den Andern kennt und weiß, was er zu Mittag kocht.“

„Sie scheinen“, lächelte der Graf, „von Ihrer Vaterstadt nicht sehr eingenommen zu sein?“

„Sie irren, Herr Graf, ich bin hier nicht geboren, ich — ich — es paßt mir nur, hier zu leben.“

„Mein Bruder ist nicht so böse, wie er aussieht“, versetzte Lottchen, zum Grafen gewandt, „ihm gefällt es hier ganz gut.“

„Unsinn! hören Sie doch nicht, was meine Schwester jagt. Wenn ich auch fortziehen wollte, wäre sie die Erste, die mich daran hinderte.“

Der Graf schaute lächelnd auf Elwire; Tante Lottchen aber fragte: „Sind sie schon in unserem Theater gewesen?“

„Zu dienen, mein gnädiges Fräulein, vorgestern war ich dort und habe den „Troubadour“ gehört. Nun, ich muß allerdings gestehen, ich habe schon bessere Stimmen gehört, aber man darf ja auch nicht zu viel verlangen.“

„Zu den Sing-Sangs gehe ich niemals,“ bemerkte der Major, „man versteht ja kein Wort, was sie da krähen. Ein gutes Lustspiel oder Volksstück zieh' ich Allem vor.“

„Gewiß, Herr Major, da haben Sie Recht, besser ein gutes Lustspiel, als eine schlechte Oper.“

„Gute oder schlechte Opern, das ist ganz egal, man versteht doch nichts. Da verdrehen sie die Augen, gesticuliren mit den Armen und schreien Einem die Ohren voll, und dafür soll man noch sein Geld bezahlen.“

„Aber, lieber Onkel,“ wagte Elwire einzuwenden, „die Musik, die Melodien der einzelnen Arien —“

„Was Musik und Melodie! — Ist die Geschichte zu Ende, so hat man doch nichts behalten. An einem Lustspiel aber, da kann ich mich noch ein halbes Jahr nachher amüsiren.“

„Freilich, nach Hause bringt man nichts für sein Geld,“ meinte Lottchen, „oder man müßte denn ein gutes Gedächtniß für Musik haben.“

„Nein,“ sagte Elwire, „ich habe kein Gedächtniß dafür, aber ich empfinde es, ich bin mit ganzer Seele dabei, wenn ich schönen Gesang höre.“

„Ich stimme Ihnen ganz und gar bei,“ versetzte der Graf, „mir ergeht es ganz ebenso.“

„Sie singen gewiß auch selbst?“ fragte Elwire.

„Nein, mein Fräulein, leider nicht.“

„Wird bei Ihnen in Amerika,“ fragte Lottchen, „auch so viel Musik getrieben, wie bei uns?“

„Ich denke doch wohl,“ erwiderte der Graf.

„Die Amerikaner sind dazu viel zu praktisch,“ fiel der Major ein, „um darauf Zeit zu vergeuden. Aber hier bei uns, da wird gar nicht gefragt, ob Talent und Gehör vorhanden sind, ein jedes Mädchen muß Klavier spielen, das gehört zu unserer Bildung. — Das ist denn auch in manchem Hause ein Gedudel und Geklimper den ganzen lieben Tag, daß man verrückt werden könnte.“

Der Graf lächelte dazu und erhob sich, um sich zu verabschieden.

„Nun, Herr Major,“ sagte er, „habe ich eine Bitte an Sie. Besuchen Sie mich heute Abend. Es werden einige Herren bei mir sein. — Nicht wahr, Sie schlagen mir's nicht ab?“

Der Major brummte etwas in den Bart und reichte ihm die Hand. Der Graf wandte sich darauf zu den Damen und bat um Entschuldigung, sie so lange belästigt zu haben.

„O, Herr Graf,“ erwiderte Lottchen, „es war uns eine große Ehre, daß Sie unser stilles Haus aufsuchten. Kaum wage ich es, Sie zu bitten, Ihren Besuch zu

wiederholen, denn ich fürchte, Sie müssen sich bei uns doch langweilen.“

„Gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen und werde von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch machen.“

Mit diesen Worten verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

„Sm,“ brummte der Major, „ich weiß gar nicht, was ich von dem Kerl halten soll? — Das war übrigens ganz unnütz,“ wandte er sich an die Schwester, „daß Du ihn auffordertest, wiederzukommen.“

„Aber, Friz,“ erwiderte Lottchen, „ein so feiner, gebildeter Mann —“

„Ja, ja, gebildet! mir kommt der Kerl nicht ganz richtig vor.“

„Du warst aber auch zu derb, lieber Bruder, was soll er von Dir denken?“

„Mag er denken, was er will, seinetwegen werde ich nicht französisch sprechen. — Ich weiß gar nicht, ob ich heute zu ihm gehen soll?“

Er ging aber doch hin und kam erst gegen Morgen nach Hause.

#### IV.

Am andern Morgen war prächtiges Herbstwetter. Der Himmel war blau und die Sonne schien freundlich in's Fenster, an welchem Elwira stand und gedankenvoll hinausstarrte.

Der Major hatte sich um eine Stunde verschlafen. Jetzt saß er am Tisch und trank seinen Kaffee. Tante Lottchen leistete ihm Gesellschaft, indem sie ihre zweite Tasse trank.

„Wie war es denn dort gestern?“ fragte Letztere.

„Sm, ganz anständig,“ knurrte der Major. „Ist ein verfluchter Kerl, der Graf! Erst seines Souper, dann massenhaft zu trinken, sogar Champagner, und schließlich nimmt er seinen Gästen das Geld ab.“

„Ihr habt gespielt?“

„Nu, natürlich, was sollten wir denn sonst thun? — Ich habe nichts verloren, ich und der Polizeimeister,

wir haben gewonnen, die Anderen aber hat der Graf alle gerupft."

"Also der Polizeimeister war auch da?"

"Warum denn nicht? — Aber der Kerl muß viel Geld haben."

"Wer, der Polizeimeister?"

"Ach geh! wer spricht denn von dem. Der Graf, meine ich. Anfangs verlor er sehr viel, aber seine gute Laune verlor er deshalb nicht, und später schien es ihm unangenehm zu sein, daß er so viel gewann. Der Kerl hat Glück, was war da zu machen; hat Lebensart, feinen Anstand, — gefällt mir ganz gut."

Elwira hatte unwillkürlich den Kopf zum Onkel gewandt und sah ihn lächelnd an.

"Wer war denn sonst noch da?" fragte Lottchen.

"Wer war denn da? Marner, der amerikanische und der französische Consul, Rehberg, Sommer und — und —"

"Erzähl' nun, was habt Ihr gegessen?"

"Wie soll ich das jetzt noch wissen! Wir sind Alle satt geworden, das ist die Hauptsache." Der Major zündete sich jetzt eine Cigarre an, lehnte sich in den Stuhl zurück und fuhr fort: "Heute will er uns Alle in einem Wagen abholen und nach Dingsda hinausfahren, frühstücken."

"Mit allen den Herren?" fragte Lottchen erstaunt.

"Geh doch, geh! Mit uns, sage ich, mit Dir, mit mir und mit Elwira."

Diese trat näher. Sie glaubte nicht recht zu hören und erglühte bei dem Gedanken. Der Major sah sie jetzt an.

"Was fehlt denn Dir?" fragte er sie, "bist ja ganz roth — krank vielleicht?"

"Nein, Onkel, ich fühle mich ganz gesund."

"Was sollte ich mit dem Kerl machen?" fuhr der Major fort. "Er bat mich, ihm zu gestatten, uns abzuholen. — Ich habe zugesagt. — Seid ihr denn auch einverstanden?"

„Gewiß, lieber Onkel, das wird ja herrlich sein!“

„So — so! sieh' mal an, Grünschnabel! — Was sagt denn aber die Tante dazu?“

„Ich denke,“ erwiderte diese, „wenn Du mitfährst, können wir nichts dagegen haben.“

„Na, dann macht Euch bereit, um ein Uhr will der Kerl hier sein.“

In der ersten Aufwallung der Freude gab Elwire dem Onkel einen Kuß und lief dann auf ihr Zimmer.

„Was ist denn d e r geschehen?“ fragte dieser ganz erstaunt.

Elwire war gewöhnlich, namentlich in Gegenwart des Onkels, in ihren Gefühlsäußerungen sehr zurückhaltend. Deshalb konnte sich der Major auch mit Recht über ihr sonderbares Benehmen wundern, und aus demselben Grunde schämte sie sich hinterher, sich nicht beherrscht zu haben. Als einziges Kind vom Vater verhätschelt und verwöhnt, mit dreizehn Jahren unter ganz veränderten Verhältnissen plötzlich unter Aufsicht von Onkel und Tante gestellt, deren Erziehung und Behandlung eine strengere und weniger nachsichtige war, als die des Vaters, hatte Elwire schon frühzeitig gelernt, ihre Gefühle zu verschließen und sich in ihrem kleinen Köpfchen eine besondere Welt zu erbauen. Diese Welt war so ganz anders, als die wirkliche Welt, sie war so voll des Guten und Schönen, daß das Böse und Häßliche in ihr gar keinen Platz fand.

Und nun saß sie in ihrem Zimmer und dachte, nicht aber mehr an den unnütz verschwendeten Kuß, sondern an den Grafen, der ihre ganze Phantasie beschäftigte. Er war schön, das mußte sie sich eingestehen, aber dennoch war etwas an ihm, was sie instinctiv zurückschreckte, sie wußte selbst nicht, was es war. Seine äußere Erscheinung zog sie an, aber ihr innerstes Gefühl hielt sie zurück. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß sie ihm ein tieferes Interesse eingefloßt habe, aber dieser Gedanke erfüllte sie nicht mit einem Wonneschauer, wie ihn ein liebendes Herz empfindet, und

dennoch — trotz Allem freute sie sich, heute mit ihm wieder zusammenzutreffen.

Endlich dachte sie aber auch an ihre Toilette und ging mit sich zu Rathe, welches Kleid sie zu dieser Ausfahrt wählen sollte. Einen angenehmen Eindruck wollte sie jedenfalls auf den Grafen machen, so viel Eitelkeit besaß auch sie. Er war ihr doch nicht so ganz gleichgiltig. Sie wählte also ein dunkelblaues Wollkleid, mit blauer Seide garnirt.

Als sie gerade vor dem Spiegel stand und über ihre hübsche Erscheinung eine innere Freude empfand, trat Tante Lottchen mit der Meldung ein, daß der Graf soeben angefahren sei.

Der Graf, der sich gerade mit dem Major unterhielt, als Elwire in der Thür erschien, war im ersten Moment ganz betroffen von der reizenden Erscheinung, dann aber trat er auf sie zu und sagte, indem er ihr zum Gruß die Hand reichte:

„In der That, Fräulein, Sie haben mich überrascht.“

Jetzt war es Elwire sehr unangenehm, daß sie ihr bestes Kleid angezogen hatte. Was sollte er von ihr denken? Aergerlich über sich selbst und um eine passende Antwort verlegen, schlug sie die Augen nieder. Der Graf aber fuhr fort: „Ich muß eigentlich um Entschuldigung bitten, daß ich mir die Freiheit nahm, ohne Ihre persönliche Einwilligung einzuholen, nur mit Erlaubniß Ihres Herrn Onkels, die heutige Ausfahrt zu projectiren.“

„Meiner besonderen Erlaubniß bedurfte es dabei nicht“, erwiderte Elwire, „es genügte das Einverständniß meines Onkels.“

Eine Stunde später befand sich die kleine Gesellschaft in dem etwa eine Meile von der Stadt entfernten „Restaurant Schulz“, welches Abends gewöhnlich von Herren und Damen von zweifelhaftem Ruf aus der Stadt besucht wird, um diese Zeit aber leer war. Der Graf hatte schon vorher ein Frühstück bestellt, ein Diener im Frack und weißer Binde empfing die Herrschaften

an der Thür und führte sie in das für sie bestimmte Zimmer.

Bald saßen die Vier an der wohlbesetzten Tafel, der Graf machte den liebenswürdigen Wirth, scherzte mit Tante Lottchen, beschäftigte den Major mit Kaviar und geräuchertem Lachs und warf Elwire glühende Blicke zu. Die Gemüther wurden allmählig durch den Wein heiter gestimmt, die Wangen etwas erhitzt und die Zungen gesprächig. Tante Lottchen hielt den Augenblick für passend, dem Grafen die für Damen wichtigste Frage vorzulegen: warum er nicht heirathe, da er doch mit irdischen Gütern gesegnet sei?

„Hast Du gesehen!“ fiel der Major ein, indem er den Rest eines Kaviarbrödcchens in den Mund schob, „als ob man nur sein Geld hätte, um eine Frau zu füttern.“

„Nein, Herr Major,“ erwiderte der Graf lachend, „ich habe wohl zuweilen daran gedacht, aber es hat sich bis jetzt nicht so gemacht. — Aber aufgegeben habe ich darum die Absicht durchaus nicht und denke jetzt mehr denn je daran.“

„Nun ja, ja, Herr Graf, wie Sie wollen,“ versetzte der Major, „mir kann es ja gleich sein, wenn Sie es nur nachher nicht bedauern.“

„Sie sagen, Herr Graf, Sie denken jetzt mehr denn je daran,“ fragte Tante Lottchen. „Warum denn jetzt?“

„Haben Sie gehört? — Meine Schwester wird sie gleich ausfragen, wer diejenige ist.“

Der Graf lächelte und schenkte dem Major das Glas voll, während er sagte: „Ihr Fräulein Schwester ahnt vielleicht ganz richtig und dennoch muß ich die Antwort schuldig bleiben.“

Elwire war diese Unterhaltung höchst peinlich; sie wurde durch die Antwort des Grafen sehr unangenehm berührt. Sie hätte viel darum gegeben, nicht mitgefahren zu sein. Ganz plötzlich ward sie sich bewußt, daß der Graf, trotz seiner einnehmenden Erscheinung, ihre wahre Sympathie nicht besitze. Ihr reines Gemüth

war durch irgend etwas verletzt worden. Sie erhob sich, um sich im Zimmer etwas Bewegung zu machen.

Ein Kellner trat ein und stellte zwei Flaschen Champagner auf den Tisch. Der Graf ließ den Pfropfen knallen, Tante Lottchen schrie auf, der Major brummte etwas von nervösen Frauenzimmern und Elwire beobachtete Alle beim Auf- und Abgehen.

Elwire war in Gegenwart des Onkels stets wortfarg, und so hatte sie auch heute, trotz der animirten Stimmung, die hier herrschte, nur selten ein Wort fallen lassen, weil sie die brüsken Bemerkungen des Onkels fürchtete.

Als der Graf die Gläser mit schäumendem Champagner gefüllt hatte, bat er Elwire, mit ihr anstoßen zu dürfen. Während die Gläser sich berührten, flüsterte er dem jungen Mädchen zu: „Auf daß sich unsere Wünsche erfüllen mögen!“ Elwire sah nicht auf zu ihm, sondern nippte nur ein wenig an dem Glase und stellte es fort, ohne es jedoch verhindern zu können, daß sie bei den Worten des Grafen erröthete, was dieser als ein günstiges Zeichen nahm.

Endlich rüstete man sich zur Abfahrt, und eine Stunde später hielt der Wagen vor der Wohnung des Majors. Der Graf sprang heraus, half den Damen und dem alten Herrn beim Aussteigen, verabschiedete sich und fuhr zu seinem Hotel.

## V.

Von nun an war der Graf der tägliche Gast im Hause des Majors; schon am dritten Tage wußte man von diesen Besuchen in allen Familien, wo jener verkehrte; ja man wollte sogar noch mehr wissen, daß nämlich der interessante Fremdling sich mit Elwire verlobt habe. Die beiden Freundinnen, Marie und Clara Rehberg, machten nur zu dem Zweck eines Tages Elwire einen Besuch, um sich persönlich von der Wahrheit dieses Gerüchts zu überzeugen. Natürlich leugnete Elwire und wurde ernstlich böse, daß man ihr nicht Glauben schenkte. In diesem Aerger ließ sie sich auch

über den Grafen und dessen häufige Besuche sehr mißfällig und tadelnd aus, wodurch sie sich aber nur noch verdächtiger machte, denn nun war man erst recht davon überzeugt, daß etwas Wahres daran sei. Die arme Elwire konnte sich zuletzt gegen das vielköpfige Ungethüm Fama nicht mehr wehren und zog sich von ihren Bekannten mehr und mehr zurück. Besonders aber zürnte sie dem Grafen, daß er durch seine Besuche sie in's Gerede gebracht hatte, und sie zeigte ihm nun auch ganz deutlich ihre Aversion gegen ihn.

Man wunderte sich allerdings in der Gesellschaft, daß der reiche, vielbegehrte Graf Louri sich in dies arme, unbedeutende Mädchen verlieben konnte. Sie besaß eigentlich weiter nichts, als ihr hübsches Gesicht und ein reines, kindliches Gemüth, aber welchem Mann von Geburt können solche Eigenschaften genügen? Selbst ihr Adel war nur ein Verdienststadel. Bei Gott! der Graf war unbegreiflich!

Da hieß es plötzlich eines Tages, der Graf sei verschwunden, er habe die Stadt verlassen, ohne sich von Jemand zu verabschieden. Natürlich glaubte man es nicht sogleich, aber die Gerüchte nahmen immer mehr eine feste Form an; es hieß, seine Wechsel, die er gezogen, seien alle gefälscht gewesen und man habe ihn endlich als Betrüger entlarvt; auch sei er kein Graf, sondern ein Friseur, ein Schreiber, ein Commis, ein verpfuschter Student gewesen. Die Familien, in denen er verkehrt hatte, schämten sich jetzt, daß sie sich von einem Schwindler hatten düpiren lassen, konnten es aber nicht verhindern, daß man sich über sie lustig machte und diesen Aristokraten der Gesellschaft die Blamage von Herzen gern gönnte.

Aber auch die arme Elwire kam nicht gut dabei weg, und am meisten gerade war sie in den gefoppten Familien der Gegenstand von Witzeleien, denn diese waren ja überzeugt, daß der gräßliche Friseur mit Elwire verlobt war. Die Bemerkungen der böshaftern Zungen gelangten auch bald genug zu Elwiren's Ohren und

brachten in ihr einen Entschluß zur Reise, mit dem sie sich schon in der letzten Zeit umhergetragen hatte und der bestimmt war, ihre ganze Zukunft in andere Bahnen zu lenken.

Elwire erklärte der Tante eines Morgens, die spöttischen Gesichter und boshaften Andeutungen ihrer Bekannten in Bezug auf den falschen Grafen würden ihr nachgerade lästig und empfindlich, und sie sei fest entschlossen, die Stadt auf längere Zeit zu verlassen und in irgend einem guten Hause eine Stelle anzunehmen.

Die Tante war entsetzt, als sie dies vernommen, und versuchte Einwendungen zu machen.

„Bitte, liebe Tante, Du darfst nicht dagegen sein. Ich habe mir Alles wohl überlegt. Hier bin ich nun einmal in's Gerede gekommen und das wird nicht so bald aufhören; da ist es denn am besten, wenn ich auf ein Jahr die Stadt verlasse und allen Wikeleien aus dem Wege gehe.“

„Ich werde mit dem Onkel sprechen,“ entschied endlich die Tante, als Elwire sich nicht abbringen ließ.

Es wurde nun Familienrath gehalten, und der Onkel entschied, daß Elwire Recht habe; sie dürfe nicht in der Stadt bleiben nach allen diesen Geschichten, die über sie kursirten.

Eine Annonce in der Zeitung hatte sehr bald den Erfolg, daß Elwire eine Aufforderung von einer Baronin Kanstein erhielt, ihre beiden kleinen Töchter in den Anfangsgründen zu unterrichten und sich außerdem mit ihnen zu beschäftigen und sie zu beaufsichtigen. „Wenn Sie, liebes Fräulein“, so hieß es in dem Schreiben der Baronin, „mit den Bedingungen einverstanden sind, dann bitte, mich davon zu benachrichtigen und den Tag Ihrer Ankunft zu bestimmen, damit die Equipage bis zur Station N. entgegengeschickt werden kann.“

Elwire war glücklich, so bald schon Havenstein verlassen zu können, und setzte ihre Abreise auf den dritten Tag fest.

VI.

Das Gut Lauenhof war Eigenthum des Baron Kanstein und lag etwa vier Meilen von der Station N. entfernt. Es war eine schöne Besitzlichkeit mit fruchtbaren Feldern und prächtigen Wiesen; früher hatte es auch großen Waldbestand gehabt, der aber in den letzten Jahren stark gelichtet worden war, um den pecuniären Vortheil aus ihm nicht späteren Geschlechtern zu überlassen.

Der jetzige Besitzer, der alte Baron Kanstein, hatte bei der Garde gedient und es schon bis zum Rittmeister gebracht, als sein Vater starb und er das Gut übernehmen mußte. Dies war ihm damals sehr störend gewesen, denn von der Landwirthschaft verstand er nichts, und das sorgenlose, ungebundene Leben mit den Kameraden hatte er lieb gewonnen. Das Geld hatte für ihn damals noch keinen andern Werth, als eben verschleudert zu werden, und der wahre Edelmann hatte, nach seiner damaligen Ansicht, nur die einzige Pflicht, des Kaisers Noth zu tragen und sich zu amüsiren. Doch das sollte nun anders werden. „Wem Gott giebt ein Amt, dem giebt er auch den Verstand,“ heißt es im Sprichwort, aber in diesem Falle wäre auch dieses nicht einmal anzuwenden, denn in damaligen Zeiten waren die Edelleute geboren und befähigt zu allen Aemtern, die nur eben standesgemäß waren, ohne genöthigt zu sein, sich die Kenntnisse vorher anzueignen. Sie waren durch ihre Geburt prädestinirt zu Beamten und Richtern an gewissen Behörden, sie waren geborene Landwirthe und geborene Gardeoffiziere, und als letztere hatten sie natürlich die erste Anwartschaft auf ein Ministerportefeuille. Das waren noch die guten, alten Zeiten, als aus einem General, der sein Leben lang nichts Anderes gelernt hatte, als Rekruten zu drillen und Soldaten zu maltraitiren, über Nacht ein Curator eines Lehrbezirks entstehen konnte.

Der alte Baron Kanstein hatte es nun freilich nicht bis zum Minister oder Curator gebracht, und daran

war vielleicht nur der ganz unzeitige Tod seines Vaters schuld gewesen, dafür aber entwickelte er sich allmählig zu einem tüchtigen Landwirth und einem guten und gerechten Herrn seiner Bauern.

Als er das Gut antrat, war er natürlich genöthigt, sich unter den Töchtern des Landes umzusehen, um seinen Hausstand standesgemäß einzurichten. Er liebte die Tochter eines Pastors, heirathete aber, wie sich von selbst versteht, eine Baronesse, welche ihm zwar keine körperlichen und geistigen Vorzüge, desto mehr aber klingendes Vermögen in's Haus brachte. Die gute Baronin wurde nach neunjähriger Ehe durch den Tod abberufen, nachdem sie in dieser Zeit fünf Kinder zur Welt gebracht hatte, von denen aber nur drei am Leben blieben. Die Ehe war eine glückliche, was man so darunter in der Welt versteht, man war eben reich und besaß Alles, was die Sinne begehren konnten, nur das Herz durfte dabei natürlich nicht mitsprechen.

Als nun der Baron plötzlich Wittwer geworden war, ließ er seine Gemahlin auf dem Erbbegräbniß auf's Prachtigste zur Ruhe bestatten, von seinem Pastor eine schöne Rede über die Tugenden und geistigen Vorzüge der Verstorbenen halten, und trauerte darauf ein Jahr und sechs Wochen nach der Unerseßlichen, das heißt, er ließ seinen Hut und linken Armel mit schwarzem Krepp bekleiden und diesen erst zu Ende der Trauerzeit entfernen.

Zur Zeit unserer Erzählung konnte der alte Herr etwa fünfundsiechzig Jahre alt sein, er war von hoher, kräftiger Gestalt und freundlichem Wesen, seine klugen, lebhaften Augen gaben dem Gesicht einen treuherzigen, jovialen Ausdruck, und so war er auch, trotz der rheumatischen Schmerzen, an denen er seit drei Jahren litt und die ihn ganz besonders im Herbst und Winter heimsuchten. Aus diesem Grunde hatte er auch die Bewirthschaftung des Gutes seinem ältesten Sohne Hugo, dem Erben, überlassen, welcher mit Frau und Kindern ebenfalls daselbst wohnte, durch sein hochmüthiges und

ausfahrendes Wesen sich aber die Liebe seiner Bauern nicht zu erwerben verstanden hatte.

Die einzige Tochter des alten Baron Kanstein war älter als Hugo und an einen Baron Stettner verheirathet. Der jüngste Sohn, Alfred, hatte die Universität absolvirt und befand sich gegenwärtig auf Reisen.

Der junge Baron Hugo war mit einer Comtesse Steinfels verheirathet; die Töchter aus dieser Ehe sollte Elvire unterrichten und beaufsichtigen.

„Ich weiß gar nicht“, fragte die junge Baronin beim Mittagessen ihren Mann, „soll die Brandes auch an unserm Tisch essen?“

„Wer ist die Brandes?“ fragte Baron Hugo.

„Das ist doch die Person, die ich für die Kinder engagirt habe“, erwiderte seine Gemahlin.

„Es kommt darauf an, als was Du sie engagirt hast, als Bonne oder Gouvernante?“

„Nun, ich denke, eine Person, die es übernommen hat, die Kinder zu beaufsichtigen und ihnen das A-B-C beizubringen, kann man doch nicht Gouvernante nennen.“

„Dann mag sie auf ihrem Zimmer essen“, entschied Hugo.

Der alte Baron Kanstein sah die Sprecher lächelnd an, bemerkte aber kein Wort.

„Mich macht nur das Eine unschlüssig“, sagte die junge Frau, „sie hat sich im Brief von Brandes unterschrieben, sie muß also doch von Adel sein.“

„Brandes? — ist gar kein Adel,“ erwiderte Hugo nichtachtend. „Vielleicht Verdienstadel — diese Klasse Menschen ist mir nicht bekannt.“

„Nun, gleichviel, welche Stellung aber soll sie hier einnehmen?“ fragte die Baronin.

„Als Bonne gehört sie an den Tisch der Diensthofen,“ entschied Hugo noch einmal.

„Seid Ihr nun nicht geradezu kindisch!“ platzte endlich der alte Baron heraus. „Wird Euch ein Stück abfallen, wenn sie an unserm Tisch ist? Wollt Ihr sie als Dienstmagd behandeln, könnt Ihr auch nicht ver-

langen, daß die Kinder den nöthigen Respect vor ihr haben sollen.“

„Das verlange ich auch nicht,“ fuhr Hugo auf, „Sie soll sie nur beaufsichtigen.“

„Das ist ja allerliebste,“ versetzte kopfschüttelnd der alte Baron. „Das Alles wird in Gegenwart der Kinder verhandelt. Und wenn die kleinen Krabben sich der Beaufsichtigung widersetzen, weil sie sie ja nicht zu respectiren brauchen, was soll denn dabei herauskommen?“

Die beiden kleinen Mädchen sahen sich an und lachten.

„Ach, Papa,“ erwiderte Hugo, „Du hast immer so sonderbare Ansichten. Man muß eben solchen Personen gleich von Hause aus ihre Stellung anweisen, sonst nehmen sie sich nachher zu viel heraus.“

„Wie Du willst — ich kann Dir nur sagen, daß ich, für meine Person, nicht darauf Rücksicht nehmen, sondern sie nach ihrer Bildung und ihrem Benehmen behandeln werde.“

„Aber Schwiegerpapa,“ versuchte die junge Frau einzuwenden, „bedenken Sie doch, wenn wir Gäste haben, was sollen diese von uns denken, wenn die Bonne ebenfalls zu Tisch gezogen wird?“

„Großes Unglück! — Mögen sie doch denken, was sie wollen. Wenn das Mädchen sich zu benehmen versteht, so wird Sie Euch keine Schande machen.“

„Wollen wir doch dies unerquickliche Thema fallen lassen,“ sagte Hugo verdrießlich.

Der Diener brachte die dritte Speise. Stillschweigend wurde sie verzehrt. Man erhob sich von der Tafel und begab sich in's Nebenzimmer, wo der Kaffee getrunken wurde. Der alte Baron setzte sich in den bequemen Lehnstuhl und ließ sich vom Diener seine mit Knaster gestopfte Pfeife bringen und anzünden; der junge Baron setzte eine Cigarre in Brand und ging im Zimmer auf und ab, während seine junge Frau sich mit den kleinen Mädchen in ihr Boudoir zurückzog, um sich von den Mühen des Tages auf der bequemen Couchette zu erholen.

„Ich habe gestern den Waldhöfchen gesprochen,“ unterbrach Hugo das Schweigen. „Er erzählte, seine Bauern schicken ihre Kinder noch immer nicht zur Schule. Sie wollen von dem neuen Lehrer nichts wissen, sie verlangen durchaus ihren alten Lehrer, den Berg, zurück.“

„Ich finde,“ sagte der alte Baron, „daß der Waldhöfche in dieser Sache nicht richtig, jedenfalls zu schnell gehandelt hat.“

„Aber, Papa, was sollte er denn thun? Solch' einen Kerl, der für die Hezblätter schreibt und die Leute aufwiegelt, konnte er doch nicht als Schullehrer dulden.“

„Na, na, mein Lieber, so schlimm war es nicht. Die Artikel, die er geschrieben, enthielten viel Wahres.“

„Gleichviel, aber Lehrer konnte er denn doch nicht länger bleiben.“

„Nun gut! — Was wird aber jetzt die Folge sein? Man sagt, dieser Berg soll jetzt Mitarbeiter bei einem jener Blätter geworden sein. — Nun wird er die Herren doch erst recht nicht schonen. Außerdem haben die Bauern geklagt, und man kann nicht wissen, wie die Regierung entscheiden wird. Seine Absetzung war jedenfalls übereilt. Im Amte konnte er weniger schaden, als jetzt.“

„So? wenn er der Jugend schädliche Ideen beibringt?“

„Das geschieht ja so wie so, auch ohne diesen Berg. — Sieh' mal, mein Lieber, ganz ohne Grund sind die Leute nicht widerhaarig. Es ist Manches faul im Staate Dänemark, das läßt sich nicht leugnen. Es läßt sich freilich ebenso wenig leugnen, daß die Leute vieles Un-sinnige verlangen, dies ist aber nun einmal die Folge der Reaction.“

„Ich weiß gar nicht, Papa, wie Du nur die Partei der Bauern nehmen kannst! Diese Menschen sind doch einmal zum Arbeiten und Dienen da.“

„So? — sag doch' mal, was hast Du denn für ein Verdienst dabei, daß Du als reicher Herr geboren bist? — Ich nehme gar nicht die Partei der Bauern, ich bemühe

mich nur, die Sache von beiden Seiten zu betrachten und gerecht zu sein. Wir leben nicht mehr in der guten alten Zeit der Leibeigenschaft, als der Bauer wie eine Sache behandelt wurde, aber diese Zeit spuckt uns noch immer im Kopf herum. Es war der größte Fehler, daß wir unsere Bauern nicht schon vor fünfzig Jahren germanisirt haben. Jetzt ist es zu spät. — Der ganze Schwindel von der hohen Geburt und den Privilegien des Adels hat sich überlebt, damit imponiren wir Keinem mehr — "

"Das will ich doch einmal sehen!" fuhr Hugo dazwischen.

"Ja, ja, sieh Du, wie viel Du willst, — wenn Du weiter nichts hast, als Deinen Reichthum und das armselige „von“, so wirst Du nur lächerlich. — Ich habe mit den Leuten niemals einen Streit gehabt, so lange ich mich selbst um die Wirthschaft kümmern konnte, denn ich behandelte sie eben wie Menschen, die meiner Fürsorge übergeben waren und deren Wohl mir am Herzen liegen mußte. Ich glaube, Du betrachtetest sie nicht so. Mir scheint, daß Du aus ihnen nur Deinen Vortheil ziehen willst."

"Das sucht ein jeder Mensch vom Andern. Wer will denn seinen eigenen Nachtheil?"

"Freilich," erwiderte der alte Baron, "aber man muß auch des Anderen Nachtheil nicht haben wollen, dann leben beide Theile in Frieden."

Ein Diener trat ein und meldete, der Verwalter wünsche den Herrn Baron zu sprechen.

"Herr Baron," sagte der Verwalter, "ein Knecht hat sich krank gemeldet."

"Was soll ich denn dabei thun?" fuhr Hugo auf. "Lassen Sie doch den Doctor holen." Der Verwalter empfahl sich.

"Siehst Du, lieber Hugo," begann wieder der alte Baron, "das war wieder nicht richtig von Dir. — Warum gehst Du nicht selbst zu dem Kranken?"

"Ich kann ihn doch nicht curiren?"

„Nein, das wird der Arzt thun; aber Du sollst ihm nur Deine Theilnahme zeigen. Ich habe das immer so gehalten, das erweckt Vertrauen bei den Leuten. — Ich bin überzeugt, wenn der Kutscher Dir gemeldet hätte, daß ein Pferd erkrankt sei, Du wärst gewiß so gleich hingelaufen. Ist denn ein Mensch weniger werth?“

„Ach, Papa, Du sprichst immer von Deiner Zeit. Die Leute sind jetzt ganz anders. Ich bin überzeugt, der Kerl ist nur faul und simulirt Krankheit.“

„Warum glaubst Du das?“

„Ich kenne doch diese Canaillen!“

„Es kann mich nur wundern, daß Du solche Ausdrücke gebrauchst. Sollten die Leute in den drei Jahren, seit Du die Wirthschaft übernommen, so schlecht geworden sein und sollte dann die Schuld nur an den Leuten liegen?“

„Gewiß! — Diese verdammten Blätter machen sie widerspenstig.“

„Kann sein. Aber ein guter und gerechter Herr vermag auch Manches gut zu machen und zu verhüten.“ —

Später kam der Doctor herein, um mitzutheilen, daß der Knecht sich stark erkältet habe und fiebere, man könne noch nicht wissen, was daraus entstehen werde.

Das Gut Lauenhof hatte ein eigenes Doctorat und die pecuniäre Stellung des Arztes war daselbst eine recht vortheilhafte. Der Doctor Fahrenholz, der schon seit zwanzig Jahren sich auf der Stelle befand, war ein kleiner, ältlicher Herr mit einem Schmerbäunchlein und lebhaften Bewegungen. Er verstand es, kleine, vorübergehende Leiden zu gefährlichen Krankheiten aufzubauschen, und genoß dadurch den Ruf eines tüchtigen Arztes.

„Wo wollen Sie denn wieder hin, Doctor?“ fragte der alte Baron, als jener Anstalten machte, sich zu entfernen. „Bleiben Sie doch ein Stündchen bei mir.“

„Hab' eigentlich keine Zeit,“ erwiderte der Doctor, „aber ein halbes Stündchen kann ich noch dransetzen. — Wie geht's denn heute mit Ihnen, Herr Baron?“

„Ach was, mich werden Sie ja doch nicht auscuriren,“ lachte der alte Herr. „Von einem alten Rheumatismus versteht Ihr Alle nichts — da geht Eure Weisheit zu Ende!“

„Hm, hm! Sie haben nicht Unrecht — hier tappen wir wohl noch im Dunkeln. — Aber im Ganzen geht es doch besser, was?“

„Was hilft's, heute besser, morgen wieder die alte Geschichte. — Was sollen wir davon reden! — Erzählen Sie mir lieber, was Sie gehört und gesehen haben. Sie kommen doch überall in der Nachbarschaft herum, ist da nichts passirt? — Aber rauchen Sie sich doch eine Cigarre an.“

„Passirt?“ sagte der Doctor, während er sich die Cigarre anzündete. „Hm, es passirt da Manches, was besser nicht geschehen sollte.“

„Was ist denn das?“

„Haben Sie denn nicht gehört, was dem Wildernschen begegnet ist?“

„Wie soll ich's denn gehört haben? ich komme doch nirgends hin.“

„Man hat auf den Wildernschen geschossen,“ erzählte der Doctor.

„Ach was, Unsinn!“ fuhr der alte Baron auf.

Hugo trat näher. „Wann?“ fragte er gespannt.

„Bei Gott!“ fuhr der Doctor fort. „Vorgestern Abend, durch's Fenster in sein Schreibzimmer. Der alte Herr saß gerade am Schreibtisch. — Die Kugel ging aber vorbei.“

„Siehst Du, Papa! — Verdienen die Canaillen eine gute Behandlung?“

„Erlaube,“ bemerkte der alte Herr, „noch weiß man ja nicht, wer es gethan hat. Und der Wildernsche ist gerade auch nicht einer der Besten.“

„Gleichviel,“ brauste Hugo auf, „wenn die Hallunken erst zu solchen Mitteln greifen, dann hört ja Alles auf.“

„Den Attentäter hat man wohl noch nicht fest?“ fragte der alte Baron.

„Bis gestern hatte man ihn noch nicht,“ erwiderte der Doctor, „aber man hat eine Vermuthung.“

„Wer soll's denn sein?“

„Mir sagte man es nicht. — Der Wildernsche hat sogleich berichtet und um Militär gebeten.“

„Was das für ein Unsinn ist! — Das jetzt nur noch mehr böses Blut.“

„Aber was soll denn geschehen?“ fuhr Hugo auf.

„Es darf doch nicht ungestraft hingehen.“

„Vielleicht ist es nur persönliche Rache eines Einzigen,“ meinte der alte Baron, „und dafür kann man doch nicht die ganze Gemeinde strafen.“

„Sie stecken Alle unter einer Decke,“ warf Hugo hin.

„Nein,“ meinte der Doctor, kratzte sich den Kopf und machte ein verschmitztes Gesicht, „nein, die vox populi erzählt von einem Liebeshandel, den der alte Wildernsche da mit einer verheiratheten Frau gehabt haben soll, und der Mann soll dahinter gekommen sein. — Weiß der Kuckuk! Die Leute sprechen viel Unsinn.“

In diesem Augenblick hörte man einen Wagen vorfahren. Hugo sah nach der Uhr.

„Das könnte sie wohl sein,“ sagte er zum Vater.

„Sie erwarten Besuch?“ fragte der Doctor.

„Nein — die neue Bonne ist wahrscheinlich soeben angekommen.“

„Ach so — aber ich empfehle mich.“ Der Doctor sprach es und trippelte eilig hinaus.

## VII.

Elwira war seit einer Woche bereits in Lauenhof in ihrer neuen Stellung thätig gewesen und hatte durch ihr auffallend hübsches Aeußere, ihre Bildung und ihr feines Benehmen den Beifall aller Hausgenossen für sich gewonnen, ganz besonders aber war der alte Baron Kanstein ihr zugethan. Nur Hugo übersah sie geflissentlich und hatte in dieser Zeit noch kein Wort mit ihr gesprochen, sie war eben in seinen Augen nur eine Dienstperson, und daran konnte weder Bildung, noch

Anstand etwas ändern. Er war zwar dagegen gewesen, daß sie zu Tisch gezogen werden sollte, jedoch wurde er hierin von seinem Vater und seiner Frau überstimmt, und Elwire saß nun neben ihren beiden Zöglingen bei den Mahlzeiten, ohne diese Ehre besonders zu würdigen, und ohne zu ahnen, welche Streitigkeiten deswegen stattgefunden hatten.

Eines Tages saß Elwire, mit einer Handarbeit beschäftigt, im Saal, die beiden kleinen Mädchen hatten Flechtarbeiten vor und befanden sich ganz in ihrer Nähe, während der alte Baron seine lange Pfeife rauchte und dabei Patience legte.

„Fräulein Brandes,“ begann der Letztere, „sind Sie verwandt mit einer Familie Peller? Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Sie so offen frage, aber Sie erinnern mich durch die Aehnlichkeit an ein Fräulein Peller, eine Jugendbekanntschaft.“

„Meine Mutter war eine geborene Peller,“ erwiderte Elwire, „mein Großvater war Pastor in S.“

„Das stimmt,“ meinte der alte Herr. „Ihre Mutter hieß also Louise?“

„Nein, meine Mutter hieß Marie, sie war die jüngere Tochter, ihre ältere Schwester hieß Louise.“

„So, so! — Dann haben Sie jedenfalls von Ihrer Tante viel Aehnlichkeit.“

„Ja, das hat man mir gesagt; ich soll ihr sehr gleichen.“

„Ganz auffallend! — Lebt Ihre Tante Louise noch?“

„Nein, sie starb mehrere Jahre früher als meine Mutter.“

„Es war ein hübsches Mädchen. — Hatte sie geheirathet?“

„Nein, Herr Baron, man jagt, sie soll — doch das kann Sie ja nicht interessieren.“

„Vielleicht doch,“ meinte der alte Herr, „bitte, erzählen Sie.“

„Nun ja, es ist so lange her, daß ich es auch sagen kann, Sie soll einen jungen Mann geliebt haben, dem

sie treu geblieben ist, obgleich er sie wohl später vergessen haben mag, denn sie blieb ledig."

"Hm! ja, ja," murmelte der Baron, "das ist der Fluch der Standesvorurtheile."

"Was meinten Sie, Herr Baron? ich verstand nicht, was Sie sagten."

"Nein, nichts, ich meinte nur, wie das doch so in der Welt geht. — Wenn man so eine Reihe von Jahren zurückblickt, Alles todt. — Hübsche und Häßliche, Gute und Schlechte, Alle gehen denselben Weg. — Ja, und was ist doch das ganze Leben, wenn man's so recht bedenkt? Ein Rennen und Jagen nach Vergnügungen, nach Ehre und nach dem verfluchten Gelde. Wie Mancher glaubt damit sein ganzes Glück zu begründen und ist doch nachher ein elender Lump."

"Sie übertreiben, Herr Baron. Es giebt doch auch Menschen, die das Glück in ihrem eigenen Innern suchen und finden, und solche Menschen —"

"Ja, ja, liebes Kind, Sie sind noch jung und kennen die Welt noch wenig. Solche Menschen giebt es allerdings, aber nur ausnahmsweise. Im Allgemeinen sucht der Eine den Andern bei Seite zu schieben, wenn es sein Vortheil ist. — Vrrr! ein häßliches Bild! — Ich will Ihnen lieber erzählen oder vielmehr Sie bekannt machen mit unseren Nachbarn, damit Sie sie schon vorher kennen, wenn Sie mit ihnen zusammentreffen. Da ist der —"

In diesem Augenblick trat Hugo ein. "Papa," sagte er, "der Abramke hat ein ganz gutes Pferd gebracht. Ich möchte ihm Deinen Braunen verhandeln, das Thier taugt doch nichts mehr. Du hast doch nichts dagegen?"

"Nein. — Ich fahre doch nur selten aus, wozu brauch' ich besondere Pferde."

Jetzt öffnete Abramke die Thür und grüßte devot.

"Nun, was wollt Ihr haben?" fragte der alte Herr.

"Ich will doch machen ein Handel mit dem jungen Herrn."

„Ich hab' Euch doch gesagt,“ erwiderte Hugo, „den Braunen und fünfzig Rubel zu.“

„Erbarmen sich, Herr Baron, was soll ich machen mit dem Braunen?“

„Wieder verhandeln.“

„Wer wird ihm handeln? er ist doch schon alt und steif.“

„Mehr geb' ich aber nicht,“ sagte Hugo, im Zimmer auf und ab gehend.

„Dann wollen Sie gar nicht handeln. — Wissen Sie was, Herr Baron, Sie sollen ihm haben für 200 Rubel.“

„Seid Ihr verrückt? — Und den Braunen soll ich wohl noch zugeben?“

„Ich will gar nicht haben dem Braunen; was soll ich machen mit dem Braunen?“

„Ohne den Braunen wird nicht gehandelt.“

„Nu, wissen Sie was, Herr Baron, — Sie werden mir auf dem Braunen 170 Rubel zugeben.“

„Ha, ha, ha! — Also Ihr rechnet den Braunen gar nichts?“

„Was kann ich ihm rechnen? ist er doch keine 30 Rubel werth.“

„Dann wird nichts aus dem Handel.“

„Der Waldhöffser Herr hat mir geboten für den Fuchs 190 Rubel, ich hab' ihm nicht gegeben, bei Gott!“

„Könnt Ihr sagen: auf meine Lamannes!“

„Zu was brauch' ich das zu sagen? — Sie glauben mir nicht? — Sie können fragen den Waldhöffser Herrn Baron.“

Hugo schwieg dazu und setzte seinen Gang durch's Zimmer fort.“

„Nu, was is, Herr Baron?“ — Nu bieten Sie doch.“

„Ich hab' schon geboten, fünfzig Rubel und den Braunen.“

„Erbarmen sich, Herr Baron, was wollen Sie sich dingen mit 'nem armen Judchen?“ Hugo erwiderte nichts. „Legen Sie noch etwas zu.“

„Gut! — 25 Rubel werde ich zulegen.“

„Ich seh doch schon, Sie wollen gar nicht handeln, dann muß ich schon gehen. — Nu, wissen Sie was, mein letztes Wort, — Sie werden mir zugeben 150 Rubel.“

Hugo schwieg, setzte sich in einen Lehnstuhl und nahm ein Buch zur Hand.

„Nu, wie soll es bleiben, Herr Baron?“ —

„Ich hab' Euch schon gesagt.“

„Ist kein Geschäft zu machen. — Adje, meine Herrschaften.“

Der Jude entfernte sich. — Elwira hatte mit Spannung diesem Handel zugehört.

„Der wird noch wiederkommen“, sagte Hugo.

Bald darauf trat der Jude auch richtig wieder ein.

„Nu, was is, Herr Baron?“

Hugo erwiderte nichts.

„Bieten Sie doch, Herr Baron.“

„Nun, ich geb' Euch 100 Rubel auf den Braunen zu.“

„Legen Sie noch zehn Rubel zu, dann sollen Sie ihm haben.“

„Na, gut!“

„Was soll ich machen?“ jammerte der Jude. —

„Weil Sie es sind.“

Der Handel war geschlossen. Der Fuchs wurde in den Stall geführt, der Braune dem Juden übergeben. Ein Jeder war mit dem Handel zufrieden, der Jude aber hatte den Baron dennoch betrogen, das Pferd litt am Koller und war zu gewissen Zeiten kaum zu gebrauchen.

Kaum hatte der Jude den Hof verlassen, als der Waldhofsche Baron Kleinthal vorfuhr. Dieser Herr war gegen vierzig Jahre alt, von hoher Gestalt, intrigantem Wesen und unverheirathet. Er verstand es, sich bei den Damen einzuschmeicheln, unter den Nachbarn Zwietracht zu säen und war immer im Besitz von Neuigkeiten. Er war eigentlich im Kirchspiel nicht gern gelitten, man zog über ihn los in seiner Abwesenheit,

doch wenn er da war, hörte man ihm gern zu, wie er einem Jeden, der nicht zugegen war, etwas nachzusagen wußte.

Nach der Begrüßung stellte der alte Kanstein ihn Elwira vor. Kleinthal sprach einige banale Phrasen mit ihr und wandte sich darauf wieder zu den Herren, während sein Blick von Zeit zu Zeit immer wieder auf Elwira fiel.

„Na, wissen Sie, dem Peter Silber sollten sie doch die Flinte abnehmen lassen.“ Mit diesen Worten wandte sich Kleinthal an Hugo. „Der Kerl genirt sich gar nicht, am hellen Tage Hasen zu jagen.“

„Wirklich? — Haben Sie ihn gesehen?“ fragte Hugo.

„Nu natürlich! — Ich drohte ihm noch mit der Faust vom Wagen aus, er zeigte mir auch die Faust — unverschämter Kerl — er wird Ihnen alle Hasen verjagen.“

Frau von Kanstein trat ein und begrüßte Kleinthal.

„Frau Baronin“, sagte er, „ich habe ihnen Grüße aus Mattenhof zu überbringen.“

„So? — Ich danke. — Sie kommen jetzt von dort?“ fragte die Baronin. „Was macht Frau von Sahlfeld?“

„Ich fand sie im Gemüsegarten mit den Kohlköpfen beschäftigt. Man war nicht bei guter Laune, schien ägriert zu sein durch eine Aeußerung, die Sie gethan haben sollen, Frau Baronin — man machte nur Andeutungen — sprach von einem Hühnchen, das man mit Ihnen zu pflücken hätte.“

Die Baronin zuckte mit den Achseln. „Ich weiß nicht, worauf sich das bezieht“, antwortete sie.

„Hören Sie, Kleinthal“, sagte Hugo, „der Abramke war eben hier. Ich habe den Fuchs von ihm erhandelt. Er erzählte, Sie hätten ihm für das Thier 190 Rubel geboten.“

„Der Kerl lügt. — Ich werde doch nicht ein krankes Thier kaufen. — Die Bestie ist ja Krippenbeißer. — Der Kerl ist toll — ich werde ihm für das Vieh 190 Rubel geben?“

„Strippenbeißer? Woran können Sie denn das erkennen?“

„Ja, junger Herr, ich habe so meine Zeichen, die verrathe ich nicht. — Sie haben sich bekauft — wieviel haben Sie denn gegeben? — Na, einerlei, Sie haben sich bekauft.“

Die Baronin hatte sich auf das Sopha gesetzt und sprach mit Elwira. Der alte Baron hatte die Karten bei Seite gelegt und sich eine zweite Pfeife gestopft.

„Sagen Sie, Kleinthal“, sprach er dabei, „wissen Sie schon, daß der Wildernsche ganz in's Ausland zieht?“

„Ja wohl“, lachte Kleinthal höhnisch, „der Pulvergeruch hat ihn verschnupft. — Er reist schon morgen ab mit der Frau und seinen drei langen Töchtern Minchen, Linchen und Tinschen. — Glückliche Reise und den Töchtern drei lange Männer!“ Bei diesen Worten sah er die Damen an und diese lächelten über seine komische Art zu erzählen.

„Fräulein Brandes“, wandte er sich an Elwira, „kennen Sie schon diese drei Tugenden? — Nicht? — Schade, da haben Sie viel verloren. Sie sind alle Drei um einen Kopf länger als ich. — Sie glauben's nicht? — bei Gott!“

„Es wundert mich“, sagte Frau von Kaufstein, „daß die Familie ohne Abschied fortreißt.“

„O, gnädige Frau, das kann man ihnen nicht übel nehmen. Es ist doch zu gefährlich — wenn die Kugeln schon in's Fenster fliegen, was kann da nicht in Gottes freier Natur geschehen?“

„Hören Sie, Kleinthal, was wird denn nun aus Ihrer Gemeindeschule werden?“ fragte Hugo.

„Was geht's mich an? — Mögen die Leute ihre Kinder auf die Weide schicken, mir einerlei, aber den Halunken, den Berg, hab ich verjagt. Mag er jetzt seine nationalen Bestrebungen weiter schreiben.“

„Was sagt denn die Regierung dazu?“

„Was kann sie sagen? — Nichts. — Ich war ja vorigen Tag in Havenstein deswegen. Da wird nichts

herauskommen. — Die Havensteiner sind noch ganz benommen von dem gräßlichen Haarkünstler, ha, ha, ha!“

„Was ist das für eine Geschichte?“

„Erbarmen Sie sich, Herrschaften, wo leben Sie denn? Haben Sie denn nichts davon gehört?“

Elwira stand auf und verließ mit ihren Zöglingen den Saal.

„Nein — erzählen Sie doch“, fragten Vater und Sohn zugleich.

„Das ist ja eine köstliche Geschichte! — Ein amerikanischer Graf war da plötzlich aufgetaucht und in den besten Häusern aufgenommen, hatte Wechsel gezogen auf etliche Tausende, die Herren etwas im Hazard gerupft und war dann plötzlich verduftet. — Nachher hieß es, er sei ein Barbiergefell gewesen. — Es ist zu kostbar! — Sie sollten jetzt die langen Gesichter sehen! — Auch der Marner hat sich betölpeln lassen, das wundert mich.“

„Wann ist denn das geschehen?“

„Jetzt — jetzt — vor zwei Wochen. Die Herrschaften können sich noch immer nicht erholen vom Schreck. — Man sagt, der gräßliche Friseur soll auch mit einigen jungen Frauen ein kleines Techtel-Mechteln gehabt haben. Es ist zu hübsch, die Geschichte.“

„Sie wissen aber auch immer allerlei Geschichten“, bemerkte der alte Kanstein.

„Wie soll ich nicht? — Die ganze Stadt spricht ja davon. — Sagen Sie, gnädige Frau“, wandte sich Kleinthal an diese, „wo ist die Kleine her?“

„Aus Havenstein“, erwiderte Frau von Kanstein.

„Ein hübsches Dingchen, — nettes Kind — und Brandes heißt sie? — Komisch!“

„Was finden Sie da komisch?“

„Wie kann man Brandes heißen?“

„Aber Sie sind zu köstlich!“ lachte die junge Frau.

„Schad't nichts, — hübsch ist sie doch! — Was thut sie denn hier bei Ihnen, gnädige Frau?“

„Sie unterrichtet meine Töchter.“

„Gi, ei, eine so hübsche Person sollten Sie nicht im Hause haben.“

„Was schwagen Sie da, Kleinthal,“ fuhr der alte Kaufstein dazwischen. „Sagen Sie mir lieber, wie viel Korn haben Sie vom Sommergetreide?“

„Sechs Hafer, fünf Gerste.“

„Das ist so ungefähr wie bei uns,“ bemerkte Hugo.

„Hören Sie, junger Herr,“ sagte Kleinthal, „erzählen Sie mir doch nicht, ich weiß doch ganz genau, wie viel Sie haben.“

Hugo lachte. „Sie wissen auch Alles.“

„Wann kommt denn Ihr Alfred nach Hause?“ fragte Kleinthal.

„In zwei Wochen ungefähr,“ erwiderte der alte Kaufstein.

„So? — ist auch schon Zeit. — Was werden Sie dann mit ihm machen?“

„Wird man sehen.“

„Lassen Sie ihn nur nicht noch länger bummeln, das taugt nichts — eine Beschäftigung muß der Mensch haben.“

„Wahrscheinlich werde ich ihm wohl ein Gut kaufen, das heißt, wenn er für Landwirthschaft Passion hat.“

„Kaufen Sie mir mein Tiltenhof ab, dann bleibt der junge Mann in der Nähe.“

„Wollen Sie es denn verkaufen?“

„Warum nicht — ich verkaufe Alles, was Sie wollen. Wollen Sie Waldhof? mir einerlei. Für wen soll ich sparen? — Nachher nehmen's doch die lachenden Erben.“

„Nun, wir wollen sehen, wenn der Alfred hier ist.“

„Aber jetzt leben Sie wohl, Herrschaften, ich muß fahren. — Empfehle mich, gnädige Frau.“

### VIII.

In Lauenhof lebte man nach der Uhr. So war es der alte Herr gewohnt und so wurde es eingehalten. Danach hatte denn auch Elwire ihre Zeit eingetheilt.

Vormittags gab sie den kleinen Mädchen bis zwölf Uhr den Unterricht, dann wurde spazieren gegangen, um ein Uhr zu Mittag gespeist und Nachmittags beschäftigte sie die Kleinen auf verschiedene Weise. Dadurch gewöhnten sich diese an Thätigkeit und Regelmäßigkeit und Elwire gewann Zeit, auch für sich selbst etwas zu arbeiten. Sie bewohnte ein eigenes kleines Zimmer, welches sie nach ihrem Gefallen eingerichtet hatte, neben diesem befand sich das Zimmer ihrer kleinen Zöglinge.

Eines Tages machte sie um die gewohnte Stunde mit den kleinen Mädchen einen Spaziergang in den Wald auf dem Wege nach Waldhof. Es war prächtiges Herbstwetter, der Weg trocken und die Luft frisch; in einem nahen Bauernhose bellte ein Hund und in der Ferne hörte man einen Wagen rollen. Die drei Spaziergänger hatten schon den Rückweg angetreten, als der Wagen sie einholte. Kleinthal sprang heraus, grüßte Elwire artig, reichte den Kindern die Hand und befahl seinem Kutscher, langsam voranzufahren.

„Hab' ich endlich das Vergnügen, Sie allein zu treffen, Fräulein Brandes,“ sagte Kleinthal. „Ich weiß, Sie machen alle Tage einen Spaziergang mit den Kindern, aber wie es scheint, haben Sie bis jetzt absichtlich diesen Weg gemieden.“

„Warum glauben Sie das, Herr Baron? Ich habe gar keinen Grund, ihn zu meiden.“

„Nun, ich glaubte, weil Sie vielleicht fürchteten, mir zu begegnen.“

„Ich kann Ihnen nur dasselbe erwidern, ich habe auch keinen Grund, Sie zu fürchten. Anfangs wählte ich die hübscheren Partien zu unseren Spaziergängen, heute versuchten wir es einmal nach dieser Richtung. Ich weiß nicht einmal, wohin dieser Weg führt.“

„Dieser Weg führt ja nach Waldhof, und das wußten Sie nicht?“

„Nein. Ich hatte gar kein Interesse, danach zu fragen,“ erwiderte Elwire ganz offen.

„Mein Gut liegt ja kaum eine Stunde von Lauenhof;

wenn Sie eine kleine Strecke weiter gegangen wären, hätten Sie es sehen können."

"So?"

"Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, wenn ich Sie begleite?"

"Nein, Herr Baron; aber bitte, thun Sie sich keinen Zwang an, Sie kommen im Wagen schneller an Ihr Ziel." Elwira war dieser Mensch vom ersten Augenblick an widerwärtig.

"O Fräulein, ich habe diesen Augenblick sehnsüchtig herbeigewünscht —"

"Bitte, Herr Baron, nur keine Phrasen, die kann ich nicht leiden. — Wenn Sie nicht wollen, daß es mir leid thun soll, diesen Weg gewählt zu haben, dann sprechen Sie nicht so."

Kleinthal dachte: „Wart' Du nur, kleine Here, das will ich Dir einsalzen," laut aber sagte er: „Nein, wirklich, Fräulein, ich wollte Ihnen meine Theilnahme aussprechen über Ihre Stellung in dem Hause. Das ist keine Stellung für Sie. — Kinder, lauft voraus; wer von Euch kann schneller laufen?" sagte er plötzlich zu diesen.

"Nein, Kinder, bleibt hier," berief sie Elwira, „Ihr dürft Euch nicht ermüden vor dem Mittagessen."

"Warum lassen Sie sie nicht vorauslaufen, Fräulein? — Ich möchte Sie auf Manches in dem Hause aufmerksam machen, und dabei sind die vier kleinen Ohren zu viel."

"Herr Baron, Sie irren sich, ich bin gar nicht neugierig, es zu erfahren."

"Fräulein, es dient zu Ihrem eigenen Besten. — Es ist da nicht Alles, wie es scheint."

"Das geht mich ja nichts an. — Ich erfülle meine Pflichten, man ist freundlich zu mir, und ich fühle mich zufrieden."

"Um! — Man könnte aber doch eines Tages zu Ihnen sehr unfreundlich werden. — Die Frau des

Hauses leidet zuweilen an Launen, und gar der junge Herr —“

„Herr Baron,“ fiel ihm Elwire in's Wort, „was soll ich davon denken, wenn Sie in solcher Weise über Personen reden, mit denen Sie doch befreundet zu sein scheinen?“

„In Ihrem Interesse, mein Fräulein, nur in Ihrem Interesse, — Sie sind hier noch fremd und können sich leicht von der Freundlichkeit täuschen lassen, mit der man Sie jetzt noch behandelt. — Nehmen Sie das nicht für baare Münze, halten Sie die Augen offen, bald genug werden Sie die Krallen sehen.“

„Mein Gott, es wird ja dann wohl noch Zeit genug sein, sich zu trennen — wozu wollen Sie mich jetzt mißtrauisch machen?“

„Ich meine es gut mit Ihnen, Fräulein, — ich handle nur als ihr bester Freund.“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft, aber bis jetzt bedarf ich derselben nicht.“

„Gewiß, Sie sind noch nicht in der Lage, aber versprechen Sie mir, wenn Sie eines aufrichtigen Freundes bedürfen, sich meiner zu erinnern.“

Elwire gab ihm hierauf keine Antwort, denn man war bereits an der Hausthür angelangt und trat ein. Kleinthal hatte das Gefühl, daß er seinen Zweck nicht erreicht, sondern statt Vertrauen, nur ihr Mißtrauen erweckt hatte. Er verstand es jedoch, seinen Aerger zu beherrschen, und plauderte gleich darauf in seiner leichten Weise mit dem alten Kaufstein und der jungen Frau.

Elwire hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, um noch vor der Mahlzeit ihre Toilette etwas zu ordnen.

„Sie haben da, gnädige Frau, einen wahren Schatz für Ihre Kinder in dem jungen Mädchen gefunden, bei Gott! — Wie kurze Zeit ist sie erst hier und schon pariren ihr die kleinen Dinger auf'n Pfiß. — Aber ein wenig fett scheint sie doch zu sein.“

„Kofett? Das habe ich nicht bemerkt,“ entgegnete die Baronin.

Der alte Kanstein, der die Sucht, zu intriguirem, bei Kleinthal kannte, mischte sich in das Gespräch.

„Weiß Gott,“ sagte er, „Sie haben auch an Jedem etwas auszusetzen.“

„O durchaus nicht“, erwiderte Kleinthal etwas verlegen; „das ist ja nichts Schlimmes, wenn ein junges Mädchen kofett ist.“

„Eine Tugend ist es gerade nicht.“

Hugo trat ein, begrüßte Kleinthal und man begab sich zu Tisch.

„Hören Sie, Kleinthal“, sagte Hugo beim Essen, „der Fuchs, den ich gekauft habe, ist doch kein Strippenbeißer.“

„So? — Dann wird er irgend einen andern Fehler haben.“

„Aber warum?“

„Weil Abramke nur mit solchen Pferden handelt. — Ich kaufe niemals von ihm, er betrügt immer.“

„Man muß sich nicht betrügen lassen.“

„Ja, das ist leicht gesagt. — Aber dabei fällt mir ein, haben Sie schon gehört, was in Mattenhof passiert ist? — Nicht? — Man hat den Candidaten knall und fall entlassen. Denken Sie sich, der Mosje hat die Dreistigkeit gehabt, um die älteste Tochter zu freien, das heißt, so sprechen die Leute, und Berthachen soll ganz verweinte Augen gehabt haben, als der Candidat abzog.“

„Ich kann darin keine Dreistigkeit erblicken“, sagte der alte Kanstein, „wenn die Beiden sich liebten, so war es seine Pflicht, die Sache zur Entscheidung zu bringen.“

„Ja, ja, seine Pflicht mag es schon gewesen sein“, erwiderte Kleinthal, „aber das konnte er doch erwarten, daß die Mattenhöfische Frau ihn nicht als Schwiegerohn annehmen werde.“

„Das ist eben lächerlich von dieser Frau. Der

Candidat ist ein gebildeter Mensch und das sollte ihr genügen.“

„Aber der Standesunterschied —“ versuchte Hugo einzuwenden.

„Ach was! — Ihr mit Euren Standesunterschieden! Ich habe Dir schon gesagt, was ich davon halte.“

„Lieber Schwiegerpapa“, wollte die junge Frau vermitteln, „man hat es doch schon zu oft erfahren, daß solche Heirathen niemals zu einer guten Ehe führen.“

„Das kommt daher“, erwiderte der alte Herr, „weil die Eltern den Kindern schon in der Wiege beibringen, daß sie von besonderer Herkunft sind. — Ich habe ja auch diese Dummheiten in meiner Jugend geglaubt, — wie soll man denn nicht, wenn Einem solche Narrheiten von Klein auf vorgepredigt werden? — Diese Zeiten sind aber jetzt vorüber. Mensch bleibt Mensch, einen Unterschied in der Gesellschaft kann nur die Bildung machen.“

Die junge Frau zuckte mit den Achseln, erwiderte aber nichts weiter; Hugo lächelte still vor sich hin und Kleinthal betrachtete schadenfroh die einzelnen Personen der Reihe nach, dann sagte er, um den alten Kanstein zu reizen:

„Und so endete der süße Liebestraum.“

Da der alte Baron diese Worte zu überhören schien, fing Kleinthal wieder nach einer kleinen Weile davon an.

„Ich bin doch neugierig“, sagte er, „wie dieser Roman enden wird. — Wenn der Candidat ein echter Mitter ist, so sollte er sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern sein Verthachen in einer schaurigen Nacht entführen.“

„Das ist nicht nöthig“, fiel der alte Kanstein ein, „aber Bertha sollte sich nicht zwingen lassen, einen Andern zu heirathen, wenn sie diesen wirklich liebt.“

„Die Liebe wird allmählig verdunsten“, meinte Kleinthal, „man kennt das schon.“

Die Mahlzeit war zu Ende. Alle begaben sich in's Nebenzimmer, um den Kaffee einzunehmen. Kleinthal

versuchte, sich Elwira zu nähern, aber diese entfernte sich, als sie ihn herankommen sah.

Bald darauf kam Besuch. Baron Stettner nebst Gemahlin waren angekommen. Die Begrüßung war eine ziemlich steife, denn die Baronin Stettner, geborene Kanstein, war eine sehr hochmüthige, herrschsüchtige Frau, welche jedes Mal bei ihren Besuchen Veranlassung zu Streitigkeiten gab und immer etwas auszusetzen und zu tadeln fand.

Der Baron Stettner war ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit einer Glaze und einer etwas belegten Stimme. Er sprach immer langsam und bedächtig und es schien, als suchte er nach dem passenden Worte. — Das einzige Kind aus dieser Ehe war ein hoffnungsvoller Bengel von elf Jahren, verzogen und anspruchsvoll im höchsten Grade.

Diese glückliche Familie besaß ein Gut, etwa fünfzehn Meilen von Lauenhof entfernt, daher die Besuche zwar selten waren, aber desto länger dauerten.

„Wahrhaftig,“ begann die Baronin Stettner, „wenn man von Euch etwas erfahren will, muß man zu Euch kommen, denn Ihr schreibt nicht und besucht uns auch nicht.“

„Ich habe keine Zeit,“ erwiderte Hugo für die Andern, „meine Frau kann das Haus auch nicht verlassen, und Papa, das weißt Du doch, kann mit seinem Rheumatismus nicht fahren.“

„Ach, das sind leere Ausflüchte! — So wie wir uns losmachen können, so könnt Ihr es auch, aber Ihr wollt nur nicht. — Sagt doch, Menschenkinder, heizt Ihr denn noch nicht die Zimmer, es ist ja erbärmlich kalt bei Euch. Bitte, laß uns etwas Thee machen,“ wandte sie sich an die Schwägerin, „man kann sich ja gar nicht erwärmen.“

„Wollt Ihr nicht zu Mittag essen?“ fragte Frau von Kanstein.

„Jetzt zu Mittag essen?“ rief die Baronin Stettner erstaunt, „mein Himmel! — Ihr lebt wirklich wie die

Bauern. Wie kann man vor sechs Uhr zu Mittag essen? — Erbarmt Euch!"

"Das kommt nur auf Gewohnheit an."

"Aber es ist plebejisch! — Komm her, Paul," rief sie ihren Sohn. "Hast Du Dich schon begrüßt? — Wie findet Ihr meinen Sohn?"

Unterdeffen hatte sich Baron Stettner mit dem Schwiegervater und Kleinthal unterhalten.

"Das war eine — abscheuliche Fahrt," sagte Stettner.

"Wieso, — ist Ihnen etwas passirt?" fragte Kleinthal.

"Nichts ist uns passirt — aber der Weg ist — abscheulich."

"Nun ja, in jetziger Jahreszeit ist's nicht anders zu erwarten," meinte der alte Kanstein, "da bleibt man besser zu Hause."

"Ha, ha, ha! — Der Schwiegervater — will uns gar nicht haben — hast Du gehört, Frau?"

"Wer trieb Sie denn jetzt hinaus?" versetzte der alte Herr, "Sie konnten ja im Winter kommen."

"Ha, ha, ha! — haben Sie gehört?" wandte sich Stettner zu Kleinthal, — "so empfängt man seine Kinder."

"Das ist die väterliche Fürsorge um Ihr Wohl," meinte dieser.

"Aber, Papa," fuhr die Baronin Stettner dazwischen, "was ist das für eine Geschichte, der Wildernsche ist ganz in's Ausland gezogen? — Und man hat wirklich auf ihn geschossen?"

"Ja, Kind, so sagt man," erwiderte der Vater. "Ich habe ihn persönlich nicht gesprochen."

"Das ist doch gräßlich! — Ich bin überzeugt, das Feuer ist damals bei uns auch angelegt worden, als das Nebengebäude abbrannte. — Ich begreife nicht, daß man diesen Unruhen so gleichgiltig zusieht."

"Was soll man denn dabei thun," fragte der Vater, "wenn der Thäter noch nicht einmal gefunden ist?"

„Mein Gott! — so mag man ein warnendes Beispiel statuiren und Einige verschicken, wenn es auch nicht gerade die Schuldigen sind. Was liegt denn daran? — Man ist ja so seines Lebens nicht sicher.“

„Louise, meinst Du etwa, daß das edel gesprochen war? und Du willst doch eine Edeldame sein? — Pfui! schäme Dich!“ Der alte Kanstein wandte sich voller Entrüstung von ihr.

„Wo sind denn die Kinder?“ fragte Baron Stettner, um die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu bringen.

„Ich höre, Alfred wird jetzt bald zurück erwartet?“ fragte zu gleicher Zeit seine Frau. „Ich bin doch neugierig, ob er etwas vernünftiger zurückkehren wird. — Er war ja schrecklich überspannt.“

„Was nennen Sie überspannt?“ fragte Kleinthal.

„Nun, Sie wissen doch, was er früher für Ideen hatte. Er litt am Weltschmerz — verlangte allgemeine Freiheit und Gleichheit, keine Bevorzugung eines Standes, gleiche Rechte für Alle und dergleichen Unsinn. — Ich bitte Sie, meine Kammerjungfer sollte mit mir auf gleicher Stufe stehen! So wie in Amerika — schrecklich!“

Plötzlich hörte man im Nebenzimmer einen Fall und gleich darauf ein Kindergeheul.

„Ach Gott, wenn es nur nicht mein Paul ist!“ schrie die Baronin Stettner auf und lief dorthin. Der alte Kanstein und seine Schwiegertochter folgten ihr.

Paul hatte Langeweile verspürt und, um sich die Zeit zu verkürzen, sich nach einem passenden Objecte umgesehen, das er demoliren könnte. Sein Blick fiel auf die alte Wanduhr, welche durch ihr gleichmäßiges Ticken seinen Aerger erregte. Er schob einen kleinen polirten Tisch heran, stieg hinauf und war eben im Begriff, die Zeiger zu verdrehen, als er das Gleichgewicht verlor und mit dem Tisch umfiel. Die zärtliche Mutter fand ihn nun auf der Diele liegend und heulend.

„Paul, mein liebes Kind“, jammerte das Mutterherz, „was ist mit Dir geschehen? — Bringt doch Wasser, kaltes Wasser, mein Gott, Ihr seht doch, daß er blutet!“

— Habt Ihr keinen Arzt im Hause? — so schickt doch gleich nach ihm! — Paul, mein Engel, hast Du Schmerzen? so sag' doch, wo thut Dir's weh. — Ach, dies Unglück! — Ach Gott, was soll daraus werden!"

In dieser Tonart ging es noch eine Zeitlang fort. Man brachte Wasser, hatte nach dem Doctor geschickt, — der Junge schrie immer fort; Elvire war mit den beiden Mädchen auf das Geschrei hin auch erschienen und bot ihre Dienste an; die kleinen Mädchen stürzten mit dem Ausrufe „Tante Stettner!“ auf Mutter und Sohn zu; die junge Frau von Kanstein hatte nach der Kammerjungfer geklingelt und gab ihr den Befehl, Eis zu holen. Kurz, es war in einem Moment die heillosste Verwirrung eingetreten. Nur der alte Kanstein blieb ruhig und beobachtete die ganze Scene stumm und ärgerlich.

Paul wurde auf der Couchette gelagert, aus der Nase tropfte noch das Blut; die jammernde Mutter machte kalte Umschläge; der Diener kam und meldete, der Doctor sei nicht zu Hause.

„Mein Gott!“ klagte Frau von Stettner, „man kann hier wirklich ohne ärztliche Hilfe wegsterben! — Wozu haltet Ihr denn den Arzt? — Ist er nur zum Spazierenfahren engagirt?“

„Fasene nicht Unsinn, Louise!“ platzte endlich der alte Kanstein heraus. „Mit Deinem Bengel hat es keine Gefahr — von Nasenbluten stirbt man nicht gleich. — Eine gute Tracht Prügel wäre die beste Cur für den Jungen. Was hat der Schlingel auf die Tische zu steigen und die Uhren zu verderben? — Ihr erzieht ja Euren lieben Sohn zum Tangenichts!“

„Aber, Papa, wie kannst Du so sprechen! Das arme Kind hat solche Schmerzen und dabei sprichst Du von Prügel.“

Paul fing von Neuem an zu heulen.

„Weine nicht, mein Engelchen“, suchte die Mutter ihn zu beruhigen. „Der Großpapa ist nicht so böse, wie

er aussieht, — es ist ja das beste Kind von der Welt“, wandte sie sich wieder an den Vater.

„Meinetwegen, macht mit ihm, was Ihr wollt.“  
Mergelich verließ der alte Herr das Zimmer.

Auch Baron Stettner war eingetreten und versuchte seinen Sohn zu beruhigen. Ein Junge müsse Schmerzen ertragen können, es sei ja kein Unglück, vom Tisch zu fallen. Dieser gutgemeinte Trost wurde aber von seiner bessern Hälfte mit Entschiedenheit zurückgewiesen und der Baron aus dem Zimmer gejagt.

Die Baronin Kanstein hatte sich entfernt, um ein Glas Limonade zu besorgen, und Elwire war nun allein mit Frau von Stettner zurückgeblieben.

„Hören Sie, liebe Gute“, sagte Letztere zu Elwire, „reichen Sie dem jungen Herrn das Speibecken.“

Elwire schob das Ding mit dem Fuß heran.

„Nehmen Sie jetzt einen Lappen und wischen Sie das Blut auf.“

„Das wird das Mädchen schon später besorgen,“ erwiderte Elwire.

„Mein Gott! warum können Sie es denn nicht thun?“

„Weil ich keine Stubenmagd bin.“

„Ja, wie soll man das denn wissen?“

Elwire rief ihre Zöglinge und verließ das Zimmer.

Aleinthäl hatte die allgemeine Verwirrung benutzt und war ohne Abschied fortgefahren. Hugo fuhr eine Strecke mit ihm, um dann zu Fuß weiter seinen Geschäften in der Wirthschaft nachzugehen.

Eine halbe Stunde später war die äußere Ruhe wieder hergestellt. Paul trieb sich wieder umher und sann auf neue Unarten. Nur die Baronin Stettner konnte sich nicht so schnell vom Schreck erholen.

Zwei Stunden später erschien der Doctor Fahrenholz, um sich nach dem Kranken zu erkundigen, aber Paul war nicht sogleich zu finden. Er befand sich im Pferde-stall und versuchte, da der Kutscher nicht zugegen war, mit einem Stock die Pferde zu reizen und amüsirte sich köstlich, wenn die Thiere ausschlugen und sich unruhig

geberdeten. Bei dieser nützlichen Beschäftigung wurde der junge Herr von dem Diener angetroffen und nur mit Mühe überredet, zum Doctor zu kommen.

Später brachte der Diener die Posttasche und übergab sie dem alten Baron. Dieser setzte die Brille auf und zog dann zwei Briefe und die Zeitung aus der Tasche hervor. Der eine Brief war an Elwire, der andere an ihn selbst. Während er den seinigen las, betrachtete die Baronin Stettner die Adresse des andern Briefes.

„Wer ist das, Fräulein von Brandes?“ fragte sie.

„Das ist das junge Mädchen, das ich für die Kleinen engagirt habe,“ erwiderte Frau von Kanstein. „Hast Du sie noch nicht gesehen?“

„Ich weiß nicht — ich sah da eine junge Person, — ich hielt sie für Deine Kammerzofe. — Mein Gott, wie soll man das wissen?“

„Ich werde Sie Dir später vorstellen.“

„Ist das nöthig?“ fragte Frau von Stettner. „Sie ist doch nur eine Dienende.“

„Freilich, aber ein gebildetes, prächtiges Mädchen, und dann, ich weiß nicht, sie scheint mir doch von Adel zu sein.“

„Ach nein, Liebe,“ erwiderte Frau von Stettner, „jetzt schreibt sich ja ein Jeder „von“. Das ist noch kein Beweis — von Adel ist sie gewiß nicht.“

„Alfred trifft morgen ein,“ sagte plötzlich der alte Kanstein. „Er bittet, ihm die Equipage recht früh zur Station entgegenzuschicken, da er vielleicht schon mit dem ersten Zuge ankommen wird.“

„Das ist doch schön!“ rief Frau von Stettner. „Wir haben's doch gut getroffen, daß wir heute kamen. — Hör' Stettner, der Alfred kommt morgen.“

In diesem Augenblick trat Elwire mit ihren Zöglingen ein.

„Fräulein,“ rief Frau von Kanstein ihr entgegen, „hier ist ein Brief an Sie soeben mit der Post angekommen.“

Als Elwire näher trat, um den Brief in Empfang

zu nehmen, wurde sie der Baronin Stettner vorgestellt, welche, im Sopha zurückgelehnt, ihr nur ein wenig mit dem Kopf zunickte. Der alte Kanstein aber faßte Elwire bei der Hand und fragte sie, wo sie den ganzen Nachmittag gesteckt habe?

Frau von Stettner fand diese Familiarität nicht in der Ordnung, erschrak aber förmlich, als der Vater zu Elwire sagte: „Wissen Sie auch, daß morgen schon mein Alfred eintrifft?“

„Das wird die junge Dame wohl wenig interessiren,“ warf Frau von Stettner dazwischen.

### IX.

Alfred war durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung. Er stand im Alter von 26 Jahren, hatte eine schlanke Gestalt, dunkles Haar und dunkeln Vollbart und blaue, treuherzige Augen. Ungewöhnlich erschien er nur in diesem Kreise durch seine Ruhe und das rücksichtsvolle Benehmen gegen Jedermann, ganz besonders aber durch seine vorurtheilsfreien Ansichten, welche die Frucht einer gebiegenen, vielseitigen Bildung waren.

Er war zur erwarteten Stunde eingetroffen und von Allen herzlich begrüßt worden, am meisten aber freute sich der Vater, ihn nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder bei sich zu haben.

„Wo sind denn aber die beiden Kleinen?“ fragte Alfred die Schwägerin.

Bald darauf traten die Kinder mit Elwire ein. Der alte Kanstein stellte Alfred und die Letztere einander vor; darauf küßte der Onkel die kleinen Nichten, meinte, sie wären beide sehr gewachsen, und fragte sie, ob sie auch immer artig gewesen wären?

Nun ging es an ein Fragen und Erzählen. Wie lange er in Neapel zugebracht, wie ihm Paris gefallen? ob er sich bei irgend einem Hofe habe vorstellen lassen.

„Nein,“ erwiderte Alfred auf die letzte Frage, „wozu sollte ich?“

„Nicht?“ rief die Baronin Stettner erstaunt aus,

„das ist unbegreiflich! — Mein Gott, warum hast Du denn das unterlassen?“

„Liebe Louise,“ antwortete Alfred ruhig, „willst Du mir nicht sagen, welchen Nutzen ich davon hätte? Ich bin kein Freund von der Etikette, und mit den Hofleuten ist doch nichts Vernünftiges anzufangen.“

„Mein Gott, was hast Du denn die lange Zeit dort gethan?“

Alfred lächelte. „Ich habe Land und Leute kennen gelernt, und in den Städten Bekanntschaft gemacht mit Männern der Kunst und Wissenschaft.“

„Pfui! mit Künstlern sich herumzutreiben! Dann hättest Du Deine Zeit auch besser anwenden können.“

Alfred lächelte malitiös und schwieg. Der Vater aber sagte: „Lieber Junge, Du kennst ja die schwache Seite bei der Louise, sie schwärmt ja für Alles, was mit irgend einem Hof in Zusammenhang steht.“

Frau von Stettner schwieg hierauf, denn sie fühlte sich getroffen.

Alfred sah sich nach Elwire um und sah, daß sie abgesehen von den Uebrigen an einem Fenster saß, mit einer Handarbeit beschäftigt. Er erhob sich, ging zu ihr und bot ihr seinen Platz an mit der Bitte, sich doch nicht abzusondern, da sie doch gewissermaßen auch zur Familie gehöre. Elwire dankte ablehnend und blieb sitzen. Diese kleine Aufmerksamkeit gab der Familie Stoff zu verschiedenen Gedanken. Alfred nahm wieder seinen Platz ein.

„Hast Du auch — den Bismarck gesehen?“ fragte Stettner.

„Nein, Bismarck ist sehr selten zu sehen. Ich hielt mich übrigens diesmal nicht lange in Berlin auf und auf meiner Hinreise war der Fürst auf seinem Gute. — Aber den greisen Kaiser habe ich wohl gesehen.“

„Nun — wie sieht er denn aus?“

„Wie ein Mensch, den man beim ersten Anblick lieb gewinnen muß. Sein freundliches, mildes Gesicht gewinnt ein jedes Herz.“

„Höre, das wird Dich interessiren,“ sagte der alte Baron, „der Lehrer, den Du nach Mattenhof empfohlen hattest, ist vor einigen Tagen entlassen.“

„Was? mein guter Müller? — warum denn?“ fragte Alfred.

„Der Kleinthal erzählte es hier,“ erwiderte der Vater, „er sagt, der Candidat soll um die älteste Tochter gefreit haben und dies sei der Grund.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Frau von Stettner, „das ist zu köstlich! — und Müller heißt der Mann? — Eine grenzenlose Arroganz!“

Alfred sah die Schwester erstaunt an. „Was findest Du dabei so arrogant?“

„Ein Müller und eine Baronesse! — ha, ha, ha! — köstlich!“

„Nun, liebe Louise, zu Deiner Beruhigung kann ich Dir nur sagen, daß mein Freund Müller mit seinem Wissen und seiner Tüchtigkeit ein Duzend der jungen Barone in die Tasche steckt.“

„Der Alfred ist noch naiver zurückgekommen, als wie er hinausging,“ flüsterte Frau von Stettner der Schwägerin zu.

„Weißt Du,“ sagte der alte Kanstein, „der Kleinthal bot mir eins von seinen Gütern an, ich sollte es für Dich kaufen.“

„Für mich?“ fragte Alfred erstaunt, „nein, Papa, ich will mich vorläufig noch nicht festsetzen, und dann von Kleinthal zu kaufen, ist nicht rathsam.“

„Womit wirst Du Dich denn beschäftigen?“ fragte Hugo.

„Ihr nennt das Beschäftigung,“ erwiderte Alfred lächelnd, „wenn man ein Gut besitzt, seine Bauern bei den Arbeiten beaufsichtigt und die Gelder verzehrt. — Wozu hätte ich denn studirt?“

„Willst Du Dich denn aufstellen lassen?“

„Warum nicht? — Uebrigens das hat noch Alles Zeit. Für's Erste bleibe ich noch hier.“

„Du bist wirklich zu naiv,“ sagte Frau von Stettner,

„Du schlägst eine unabhängige Stellung als Gutsbesitzer aus und willst eine dienende annehmen.“

„Ach, Louise, davon verstehst Du nichts. Du hältst es für die einzige Bestimmung des Edelmannes, ein Gut zu besitzen und seine Zeit in geschäftigem Müßig gange zu verbringen. — Wir haben ja nie in unseren Ansichten harmonirt.“

Ein allgemeines Schweigen trat nach diesen Worten ein, Papa Kanstein aber nickte dem Sohne freundlich zu und dieser erkundigte sich nach dem Doctor Fahrenholz, dem alten Pastor, dem Gärtner und verschiedenen anderen Personen, die im Dienste der Familie Kanstein standen und zum Theil ergraut waren.

Am andern Morgen beim Kaffee sagte Frau von Stettner :

„Papa, wenn der Alfred bei den Nachbarn seine Visiten gemacht hat, mußt Du ihm zu Ehren eine Gesellschaft geben. Ich bleibe jedenfalls noch so lange hier.“

„Dann wirst Du wohl sehr lange hier bleiben müssen,“ erwiderte Alfred, „denn erstens werde ich mich mit den Visiten nicht beeilen, und zweitens wünsche ich meiner wegen keine Gesellschaft.“

„Mein Gott! ich begreife Dich nicht! — Bist Du menschenfleh geworden?“

„Das nicht, aber ich leide nicht die großen Abfütterungen, wo Einer dem Andern auf die Hühneraugen tritt und dabei Phrasen drehelt.“

Elwira hatte schweigend ihren Kaffee getrunken und begab sich dann mit den kleinen Mädchen in's Schulzimmer.

„Sagt doch,“ fragte Alfred, als Elwira sich entfernt hatte, „ist das junge Mädchen immer so still, oder hat man ihr hier eine falsche Stellung angewiesen?“

„Ich finde ihr Benehmen ganz passend,“ bemerkte Frau von Stettner, „sie scheint es wenigstens zu begreifen, daß es sich für sie nicht schickt, ungefragt mitzuspochen.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Alfred.

„Als dienende Person hat sie zu schweigen, wenn sie nicht gefragt wird.“

„Ach so! — Uebrigens wollte ich Deine Meinung nicht wissen, denn Dein Hochmuth ist mir bekannt. Ich hoffe, die Schwägerin wird anders darüber denken.“

„Fräulein Brandes ist überhaupt sehr still,“ erwiderte diese, „und wir haben sie niemals zurückgesetzt.“

Hugo erhob sich und ging seinen Geschäften nach. In Gegenwart des jüngern Bruders fühlte er sich immer etwas gedrückt, denn mit seinem Adelsstolz konnte er diesem am wenigsten imponiren und an Bildung stand er ihm nach.

Jetzt erschien Paul, der hoffnungsvolle Bengel. Er ging direct ohne Morgengruß an den Kaffeetisch, langte nach dem Brod und aß dieses, bis ihm der Kaffee eingegossen wurde. Weder Mutter noch Vater wiesen ihn zurecht

„Hör' mal, Junge,“ rief Alfred ihm zu, „weißt Du nicht, was sich schickt, wenn man hereinkommt?“

Paul sah den Onkel frech an.

„Den Augenblick gehst Du zu Großpapa und küssest ihm die Hand, dann zu Papa, Mama, Tante und zuletzt kommst Du zu mir.“

Paul rührte sich nicht von der Stelle.

„Er ist noch ganz verschlafen,“ meinte die Mutter, flüsterte ihm aber doch in's Ohr, er sollte thun, was der Onkel sagte.

Paul kehrte sich nicht daran, sondern steckte einen halben Kringel in den Mund.

„Paul, mein Sohn,“ rief nun auch der Vater ihm zu, „geh und begrüße Dich.“

Paul aber hielt es für unnöthig, darauf zu hören, sondern muffelte immer weiter.

„Wie erzieht Ihr denn Euren Bengel?“ rief Alfred entrüstet aus. „Er parirt Euch ja gar nicht? Was ist denn das?“ Alfred erhob sich und faßte Paul beim Ohr. „Warte Schlingel, ich werde Dir zeigen, was

Lebensart ist, — sofort gehst Du hin und küssest Allen die Hand!"

Paul fing aber an zu heulen und flüchtete zur Mutter. Alfred wollte es durchsetzen, Frau von Stettner aber protestirte heftig dagegen.

"Wie kann man das Kind so roh behandeln! — Mit Gutem kann man Alles bei ihm ausrichten, ich verbitte mir, daß Du in meine Rechte eingreifst." Sie flüsterte Paul in's Ohr, suchte ihn zu beruhigen, trocknete ihm mit ihrem Taschentuch die Thränen und sagte: "So, mein Engel, geh jetzt und begrüße Dich."

Der Engel ging aber nicht, sondern trank seinen Kaffee.

"Aber das ist doch zu arg!" sagte Alfred.

"Ich habe der Louise schon gesagt", versetzte der alte Kaufstein, "der Bengel muß Prügel kriegen."

"So etwas hab' ich wirklich noch nicht gesehen!" rief Alfred entrüstet aus. "Das soll eine Erziehung sein? — Und da spricht man vom Benehmen, das gebildeten Mädchen zukommt, wenn sie eine dienende Stellung haben! — Was soll denn aus dem Jungen werden?"

"Das überlaß Du meiner Sorge", erwiderte die Schwester.

"Gewiß, ich werde mich jedenfalls um ihn nicht weiter kümmern." Alfred erhob sich, sagte zum Vater, er werde sich ein Pferd satteln lassen und in's Pastorat reiten, und ging hinaus.

Der Weg zum Pastorat bot ganz reizende Ausichten und wurde aus diesem Grunde von Elwira gewöhnlich zum Spaziergange mit den Kindern gewählt. So waren sie auch heute auf diesem Wege nach Hause begriffen, als Alfred sie einholte. Er grüßte, stieg vom Pferde und bat Elwira, sie nach Hause begleiten zu dürfen.

"Ich komme soeben von unserm Pastor", erzählte Alfred, "dem ich meinen ersten Besuch gemacht habe. — Ein prächtiger Mensch, der Alte. — Sie kennen ihn doch, Fräulein?"

„Nein“, erwiderte Elwire, „ich habe ihn noch nicht zu sehen bekommen.“

„Sie müssen ihm Ihren Besuch machen, er wird Ihnen gewiß gefallen.“

„Ich zweifelnicht daran“, erwiderte Elwire, „aber meine Zeit ist so eingetheilt, daß ich zu Besuchen keine übrig behalte.“

„Mein Gott, für einige Stunden wird meine Schwägerin die Kinder beaufsichtigen. — Ich werde das schon zur Sprache bringen.“

„Ich möchte nicht gern Unzufriedenheit erregen.“

„Nein, nein, das wird nicht geschehen“, beruhigte Alfred. — „Sehen Sie, Fräulein, ich schwärme nicht gerade für die Geistlichkeit im Allgemeinen, denn meist sind unsere jetzigen Prediger zu unduldsam und führen den Namen Gottes zu viel im Munde und dabei — nun gleichviel — unser alter Kraft aber macht eine Ausnahme. Er läßt Jedem seine Ansichten über religiöse Dinge und das finde ich richtig. Meinen Sie nicht auch? — Schließlich ist die Religion doch nur Herzens- und Glaubenssache, und es ist ganz gleichgiltig, ob wir uns Gott in menschlicher Gestalt oder als Geist oder Urkraft oder sonstwie vorstellen.“

„Das kann ich Ihnen doch nicht zugeben“, wagte Elwire zu widersprechen, „denn wenn wir uns Gott nicht als persönliches Wesen vorstellen, das natürlich Geist ist, so hört ja alle Verantwortlichkeit für unsere Handlungen auf.“

Alfred wurde erst jetzt gewahr, während Elwire sprach und ihre Züge sich belebten, wie reizend sie war und mit sichtlichem Wohlgefallen blickte er in ihre großen, ausdrucksvollen Augen.

„Glauben Sie denn an eine Hölle, Fräulein, wo die armen Sünder-Seelen gekocht und gebraten werden?“

„Eine solche Vorstellung“, erwiderte Elwire lachend, „habe ich mir freilich noch nicht gemacht. — Unter Verdammniß verstehe ich die Qualen des eigenen Gewissens.“

„Nun gut, Fräulein, — ich will Ihnen meine An-

sichten darüber nicht mittheilen, ein Jeder findet in der seinigen die Befriedigung — aber die Gewissensqualen können ja deshalb ebenso sich einstellen, auch wenn wir uns Gott als Urkraft vorstellen.“

„Wieso? — dann hört ja die Verantwortlichkeit auf.“

„Nun, Fräulein, ich will nicht hoffen, daß bei Ihnen nur dann das Gewissen schlägt, wenn Sie Strafe fürchten.“

Elwira wurde verwirrt und erröthete.

„Ich bin ganz überzeugt, Fräulein,“ fuhr Alfred lächelnd fort, „daß Sie auch Gutes und Böses werden zu unterscheiden wissen, wenn Sie sich Gott nicht als Person mit der Ruthe denken, und daß Sie das Gute wählen werden, auch wenn Sie sich nur eine Urkraft vorstellen. — Nach meiner Ansicht ist das Gewissen das Resultat unserer Erziehung und hängt später mit unserer innersten Ueberzeugung zusammen. — Unser alter Pastor streitet daher auch nicht gern über diese Dinge; fragt man ihn um seine Ansicht, so sagt er das, was in der Bibel steht.“

„Aber es kann Jemand überzeugt sein, daß ein Mord keine Sünde sei; ein solcher Mensch wird dann nachher keine Gewissensbisse empfinden?“

„Ganz richtig, Fräulein! das finden wir bei einigen wilden Völkern.“

„Bei diesen ist das Gewissen noch nicht geweckt,“ fiel Elwira ein.

„Schon gut, Fräulein, — wir wollen dies Gespräch lieber doch nicht weiter fortsetzen, es könnte Sie nur unnütz beunruhigen und irre machen.“

„Ich spreche aber sehr gern über diese Dinge,“ sagte Elwira, „nur fürchte ich mich.“

„Wie? — Sie fürchten sich? — Wovor denn?“

„Wir sollen doch nicht darüber grübeln, sondern glauben. Ich kann aber nicht Alles glauben, dann kommen die Zweifel und, um diese los zu werden, möchte ich mich von Anderen belehren lassen.“

Unterdessen waren unsere Spaziergänger an der

Hausthür angelangt. Alfred warf noch einen Blick in den Hof und bemerkte jetzt, wie Paul mit einem Stock in der Hand hinter einem Schwein herlief.

„Dein Sohn,“ sagte Alfred beim Eintreten zur Schwester, „scheint endlich seine Bestimmung erkannt zu haben.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte diese.

„Bitte, überzeuge Dich selbst, welche Beschäftigung er sich erwählt hat.“ Mit diesen Worten deutete Alfred zum Fenster hinaus. Frau von Stettner war entrüstet über die Bemerkung des Bruders, sagte aber kein Wort, sondern gab sofort dem Diener den Befehl, den jungen Herrn hereinzurufen.

Nach dem Mittagessen kam Kleinthal angefahren.

„Nun, junger Herr,“ begrüßte er Alfred, „sind Sie endlich wieder da? — Jetzt bleiben Sie aber doch ganz bei uns?“

„Meinen Sie hier in Lauenhof?“ fragte Alfred.

„Wenn auch nicht hier, so doch in unserer Gegend. — Kaufen Sie sich hier an. — Kaufen Sie mein Tiltenhof. Sie kennen es — ein schönes Gut.“

„Ich danke. Für die Landwirthschaft hab' ich kein Interesse.“

„Das kann ich mir denken. — Sie haben zu lange gebummelt. Uebrigens ist es auch jetzt kein Vergnügen, ein Gut zu besitzen; man hat immer Scandal mit den Bauern. Die Kerls verlangen immer mehr Rechte. Es war ein Unsinn, daß damals der Gehorch abgeschafft wurde. Das waren doch ruhige Zeiten. — Die Kerle mußten arbeiten, bekamen zum Frühstück fünfzehn aufgezählt, und das ging dann Alles wie am Schnürchen. Aber mit Einführung der Pacht fing schon die alte Ordnung an aus dem Leim zu gehen, vollends nun aber jetzt, seitdem ein jeder Bauerkerl sein Gefinde kaufen darf. — Jetzt ist es kein Vergnügen, zu wirthschaften.“

„Ja, da haben Sie Recht,“ bemerkte Baron Stettner. „Die Leute werden immer unverschämter — in ihren

Ansprüchen. — So hatte ich da — eine Geschichte — mit einem Kerl. — Sie wissen — ich habe doch alle meine Gesinde verkauft, — selbstverständlich habe ich mir — das Jagd- und Fischereirecht auf dem verkauften — Grund und Boden zurückbehalten. — Nun, es ist schon nicht viel Wald — den Gesinden zuge-theilt, — die meisten haben gar keinen Wald, — bei einigen ließ sich das — nicht anders machen, es wurde ihnen — ein Stück Wald zugemessen. Nun, ich bin selbst kein Jäger, — aber mein Nachbar, der Neuhofsche, jagte bei mir — natürlich auch in den — Waldparcellen, die zu den Gesinden gehören. — Denken Sie sich — der Eine von den — Grundbesitzern wollte dem Neuhofschen — die Flinte abnehmen, nun natürlich — er bekam sie nicht, aber sehen Sie, — es ist den Kerls nicht — begreiflich zu machen, daß sie das Jagdrecht nicht besitzen.“

„Sie begreifen es ganz gut,“ versetzte Kleinthal, „aber sie wollen es nicht begreifen, damit sie einen Grund haben, zu klagen, und sind dann gleich bei der Hand, die Geschichte als ein schreiendes Unrecht darzustellen.“

„Ja, der Kerl ging auch klagen,“ erzählte Stettner weiter, — „natürlich wurde er abgewiesen, — aber ich mußte zwei Fahrten — nach Havenstein deswegen machen.“

„Ja, ja, ich kenne das,“ sagte Kleinthal, „sie wissen schon gar nicht mehr, was sie noch Alles fordern sollen. Sie möchten uns auch die Reparatur der Wege auf-laden.“

„Man kann auch gar nicht wissen,“ bemerkte der alte Kanstein, „ob es nicht noch einmal dazu kommen wird.“

Jetzt ergriff Alfred das Wort. „Ich höre mit Staunen,“ sagte er, „was Ihr erzählt, meine Herren. Ihr findet es ganz selbstverständlich, daß der Bauer auf seinem eigenen Grund und Boden, den er mit seinem Gelde erworben hat, nicht jagen und fischen

darf? Wie kann man überhaupt mit solchen Bedingungen verkaufen?"

„Die Kerls werden ja nicht gezwungen, zu kaufen,“ meinte Kleinthal.

„Freilich, aber dann kann er immer gewärtig sein, sein Gefinde, in dem er sein Leben verbracht hat, verlassen zu müssen, sobald ein anderer Käufer sich findet.“

„Gewiß! und ein anderer würde sich sofort finden.“

„Darum eben, was bleibt ihnen da übrig, als auf jede Bedingung einzugehen, um nur nicht ihr altes Heim mit Weib und Kindern aufgeben zu müssen.“

„Du sprichst auch, ohne etwas davon zu verstehen!“ fuhr Hugo auf.

„Was ist da nicht zu verstehen?“ erwiderte Alfred ruhig.

„Lieber Kanstein,“ sagte Kleinthal, „Sie haben sich unseren Verhältnissen entfremdet. Sie haben gewiß keine Ahnung, wohin diese Bestrebungen zielen. Das will jetzt Alles gleiche Rechte haben mit uns. Das geht doch nicht. Wohin sollte das führen?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Alfred, „warum man ihnen diese Rechte vorenthalten sollte? Ich kann darin nichts Unbilliges finden. Welchen vernünftigen Grund können Sie mir dafür auführen, daß der Kleingrundbesitzer auf dem eigenen Grund und Boden nicht jagen und fischen darf? — Bitte, führen Sie mir doch einen vernünftigen Grund dafür an?“

„Einen Grund?“ erwiderte Kleinthal verlegen, „wozu habe ich einen Grund nöthig, wenn ich mein Eigenthum unter besonderen Bedingungen verkaufe? Es wird ja Niemand gezwungen, zu kaufen.“

„Freilich, da muß ich Ihnen Recht geben“, entgegnete Alfred, „aber es ist nur traurig, daß auf diese Weise die nationale Frage noch mehr zugespitzt wird. Die Zeitungen schlagen daraus Capital; die Herren Zeitungsschreiber geben sich aus als Führer und Freunde des Volkes, ihre Blätter finden reißenden Absatz, ihre

Taschen werden gefüllt — aber Ihr, meine Herren, kommt dabei am schlechtesten fort.“

„Aber, lieber Alfred“, sagte Stettner in seiner behäbigen Art, „Du kannst doch nicht verlangen, — daß wir uns mit den Bauerkerls — auf gleiche Stufe stellen sollen?“

„Die Bildung wird schon immer die richtige Grenze ziehen“, meinte Alfred.

Das Gespräch hatte jetzt eine unliebsame Wendung genommen, denn die Herren fühlten instinctiv, daß sie auf die Frage der Bildung nicht näher eingehen durften, ohne sich vielleicht einige Blößen zu geben. Was versteht man eigentlich unter Bildung? — Ja, darüber sind die Ansichten so grundverschieden, daß sich darüber gar nicht streiten läßt. Der reiche Parvenu hält seinen Geldsack für die einzig wahre Bildung; in gewissen Kreisen gilt dafür die Beobachtung der Etikette und französisch Parliren; für Wenige wiegt eine wahre Herzensbildung alles Andere auf, und Einzelne stellen die wissenschaftliche obenan. Kleinthal empfand ganz besonders eine Antipathie gegen ein solches Gesprächsthema, denn er war sich bewußt, nicht einmal französisch parliren zu können. Er war daher auch der Erste, der sich der weitem Unterhaltung durch die Flucht entzog und zu den Damen begab.

„Ihr Herr Bruder“, sagte er zu Frau von Stettner, „ist noch immer der alte Schwärmer für Freiheit und Gleichheit.“

„Ach Gott!“ erwiderte diese, „mit ihm ist kein vernünftiges Wort zu sprechen.“

Alfred trat hinzu.

„Wo ist denn das Fräulein, meine Gnädige?“ wandte sich Kleinthal an Frau von Kanstein.

„Wahrscheinlich bei den Kindern“, entgegnete diese.

„Wird sie denn gar nicht zum Vorschein kommen?“

„Sie haben wohl Sehnsucht nach ihr?“ spottete Frau von Stettner.

„Gewiß — warum auch nicht? — Sie ist doch allerliebste.“

Frau von Stettner machte eine verächtliche Geberde. „Der Geschmack ist verschieden“, sagte sie.

Alfred warf der Schwester einen mißbilligenden Blick zu und kehrte zu den anderen Herren zurück.

„Welchen Eindruck hat denn das junge Mädchen auf Ihren Bruder gemacht?“ fragte Kleinthal.

„Ich habe mich nicht darnach erkundigt, weil es mir gar nicht eingefallen ist, daß sie überhaupt auf ihn einen Eindruck machen kann.“

„Nun, meine Gnädige, da ist nicht zu spaßen! — Fällt erst ein Funken in's Herz, dann greift das Feuer bald um sich.“

„Ha, ha, ha!“ lachte Frau von Stettner, „Sie sind köstlich, Herr von Kleinthal. Sie sprechen so, als wenn Gefahr in Aussicht wäre. — Mag mein Bruder noch so corrupte Ideen haben, so wird er doch niemals vergessen, was er seinem Namen schuldig ist.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht“, erwiderte Kleinthal achselzuckend.

„Nein, da können Sie ganz ruhig sein“, meinte Frau von Stettner.

„Ich bin ja ganz ruhig, mich geht es ja nichts an, ich weiß nur, daß ein hübsches Mädchen einem jungen Manne zuweilen den Verstand rauben kann. Und kokett ist sie dabei.“

Den letzten Zusatz that Kleinthal absichtlich, um gegen Elwire zu intriguiren und Frau von Stettner auf sie mehr aufmerksam machen.

Bald darauf verabschiedete sich Kleinthal und fuhr davon. Kaum war das Rollen seines Wagens verhallt, als Elwire in's Zimmer trat und sich zu den Damen setzte, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen und dadurch zu beweisen, daß sie sich in ihrer Stellung nicht als untergeordnet betrachte.

X.

Es fing an zu dunkeln und der Diener brachte die brennende Lampe und setzte sie auf den Tisch. Nun holte der alte Herr die Karten hervor, setzte sich auf's Sopha und begann Patience zu legen. Rechts von ihm saß Frau von Stettner, mit Nichtsthun beschäftigt, neben ihr auf einem Fauteuil Frau von Kanstein, dieser gegenüber Elwire, beide mit Stickerereien in den Händen; der wohlbeleibte Baron Stettner ruhte zurückgelehnt in einem Lehnstuhl am Kamin und rauchte, Alfred, in der Nähe von Elwire, schaute dem Spiel des Vaters zu; Hugo war auf sein Zimmer gegangen und die Kinder spielten an einem andern Tisch.

Es war das Bild einer hübschen Familiengruppe, und die beste Eintracht schien hier zu herrschen, so lange ein jeder mit seiner Arbeit und seinen Gedanken beschäftigt war. Sobald aber eine Unterhaltung begann, konnte man sogleich bemerken, daß die Harmonie nur eine scheinbare war.

„Was macht denn der Pastor?“ unterbrach Stettner das Schweigen, „Alfred, Du bist doch heute bei ihm gewesen?“

„Ich habe den Alten ganz unverändert gefunden,“ erwiderte dieser, „er war frisch und gesund. — Aber dabei fällt mir ein,“ sagte er zur Schwägerin, „Fräulein Brandes hat den Pastor noch nicht einmal gesehen und ist doch schon zwei Wochen hier.“

„Ist denn das nothwendig?“ fragte Frau von Stettner.

Elwire beugte sich tiefer auf ihre Arbeit nieder, um die aufsteigende Röthe in ihrem Gesicht zu verbergen.

„Fräulein,“ sagte Frau von Kanstein, „haben Sie den Wunsch, im Pastorat Ihren Besuch zu machen?“

„Ja, gnädige Frau, ich möchte wohl,“ erwiderte Elwire, „aber Sie haben darüber zu bestimmen.“

„Ich kann nichts dagegen haben. Bestimmen Sie selbst die Zeit, die Equipage steht zu Ihrer Verfügung.“

Elwire bedankte sich und die Sache war erledigt.

„Nun, sehen Sie, Fräulein,“ sagte Alfred, „das ging ganz glatt ab.“

„Fräulein Brandes wagte nämlich nicht darum zu bitten,“ fügte er zur Erklärung für die Anderen hinzu, „weil sie glaubte, sie dürfe die Kinder keinen Augenblick verlassen.“

„Aber, liebes Kind,“ sagte der alte Herr, „Sie sind doch hier keine Gefangene.“

Frau von Stettner hörte mit Erstaunen, welches Interesse man an einer dienenden Person nahm.

„Das Fräulein kann ja auch die Kinder mitnehmen,“ meinte sie.

„Sehr gern, wenn Sie es erlauben, gnädige Frau,“ sagte Elwire zu Frau von Kanstein.

„Ich kann nichts dagegen haben,“ erwiderte diese, „wenn es Ihnen recht ist, den Kindern wird es sehr lieb sein.“

Alfred schaute mit sichtlichem Wohlgefallen in Elwires hübsches Gesicht, während sie sprach.

„Wissen Sie, Fräulein,“ sagte er plötzlich zu ihr, „ich werde Sie und die Kinder selbst hinfahren.“

„Das wird sich wohl nicht schicken,“ meinte Frau von Stettner.

Der alte Kanstein blickte verwundert auf die Sprecherin, und Alfred erwiderte: „Nicht schicken? ich wüßte nicht, was dabei unschicklich wäre.“

„Es paßt sich nun einmal nicht.“

„Das ist doch zu curios!“ lachte Alfred. „Hast Du denn niemals von Schlittenpartien gehört, wobei immer eine Dame von einem Herrn gefahren wird. Was im Schlitten erlaubt ist, wird doch wohl im Wagen nicht verboten sein.“

„Das ist ganz was anders,“ erwiderte Frau von Stettner.

„Natürlich!“ fiel ihr Mann lachend ein, „da giebt es auch ein Schlittenrecht.“

Elwire beugte ihren Kopf auf die Arbeit, um ihr Lächeln zu verbergen, und Alfred fragte die Schwester, ob sie dieses im Sinne gehabt habe?

Frau von Stettner warf den Kopf indignirt zur Seite und antwortete nichts. Der alte Kanstein aber meinte lächelnd :

„Solch' ein Schlittenrecht ist eine prächtige Sache.“

„Leider kommt es immer mehr ab,“ sagte Stettner.

„Es werden auch keine Schlittenpartien mehr arrangirt. Weiß Gott! die jungen Leute tangen jetzt nichts mehr.“

„Das ist wohl wahr!“ meinte der alte Baron.

Alfred amüsirte sich über die Verlegenheit, in der Elwira sich bei diesem Gespräch befand, und sie war ihm noch nie so reizend erschienen, wie eben jetzt. Nur ungeru wandte er seinen Blick zuweilen von ihr ab. Frau von Stettner aber beobachtete unaufhörlich ihren Bruder und Elwira.

„Das waren prächtige Zeiten“, fuhr der alte Herr fort, während er sich eine zweite Pfeife stopfte, „als ich noch bei der Garde diente. Die bunten Uniformen waren bei den Mädchen immer gern gesehen und wir waren auch nicht blöde.“

„Sie haben das Schlittenrecht wohl das ganze Jahr hindurch auch ohne Schlitten practicirt“, meinte Stettner lachend.

„Ja — es waren schöne Zeiten!“

Am folgenden Nachmittage fuhr Alfred mit Elwira und den Kindern in's Pastorat, trotz allen Vorstellungen, die Frau von Stettner am Abend vorher noch der Schwägerin machte, daß es sich nicht schicke, die jungen Leute allein fahren zu lassen; sie möge sich doch noch zuletzt entschließen und mitfahren. Frau von Kanstein war aber dazu nicht zu bewegen und meinte, Elwira könne ja dem Schwager nicht gefährlich werden, und übrigens sei die Gegenwart der Kinder die beste Garantie, daß nichts Unpassendes vorfalle.

Frau von Stettner blieb am Fenster stehen und blickte dem Wagen nach, so lange er nur zu sehen war, um das Benehmen ihres Bruders zu beobachten, und richtig, sie sah, was sie vorausgesetzt hatte: Alfred ließ die

Pferde einen langsamen Trab laufen, wandte dann seinen Kopf nach Elwira und unterhielt sich mit ihr.

„Du hättest mitfahren sollen“, sagte sie vorwurfsvoll zu Frau von Kanstein, „ich sagte es ja. Der Alfred wird uns noch entschieden Schande machen und sich in diese Kokette verlieben. So weit ich sehen konnte, hatte er den Kopf zu ihr gewandt und sprach mit ihr.“

„Aber liebe Louise“, erwiderte Frau von Kanstein, „eine Liebeserklärung wird er ihr in Gegenwart der Kinder doch nicht machen, und wenn er sich wirklich verlieben sollte, so werden wir es doch nicht verhindern.“

„Wenn nicht anders, so mußt Du dies Mädchen entlassen“, versetzte Frau von Stettner.

„Dadurch würde ich nur Del in's Feuer gießen. Uebrigens habe ich dazu gar keinen Grund. Ich bin mit ihr sehr zufrieden und die Kinder hängen an ihr. Auch Papa würde es gar nicht zulassen.“

Unterdessen waren jene im Pastorat angekommen und vom Pastor und dessen Frau herzlich empfangen worden.

Der Pastor Kraft war ein noch rüstiger Greis von etwa siebenzig Jahren und seit mehr als vierzig Jahren auf dieser Pfarre. Er hatte die Familie Kanstein heranwachsen sehen und für Alfred eine ganz besondere Zuneigung gefaßt, da er so ganz anders geartet war, als dessen Geschwister und die anderen Gutsbesitzer dieser Gegend.

Die Frau Pastorin hatte Elwira und die Kinder in Beschlag genommen, sie zum Sizen genöthigt und alsdann Elwira über ihre Familienverhältnisse, ihre Stellung in Lauenhof u. s. w. ausgefragt.

Unterdessen hatte der Pastor Alfred zu bereben gesucht, sich in der Gegend anzukaufen, dann ging das Gespräch über auf die nationalen Bestrebungen der Bauern und ihre Stimmung gegen Geistlichkeit und Adel und endete mit der Versicherung von Seiten des Pastors, daß Gott in seiner unerforschlichen Weisheit Alles zum Guten wenden werde.

„Ich weiß,“ sagte der Pastor zu Alfred, „Sie

lächeln im Innern über die göttliche Weisheit, aber Sie werden mir zugeben, daß, wenn wir einen gewissen Zeitraum durchlebt haben und so Manches erfahren mußten, was uns durchaus nicht nach unserem Sinn war, wir nachher doch einsehen, es war zu unserem Besten. Sie nennen es Naturnothwendigkeit, gut! — ich nenne es aber die Weisheit Gottes, die Alles so gefügt hat. Wer von uns Recht hat, können wir beide nicht beweisen, und was einen jeden mehr befriedigt, das mag er behalten.“

Diese Worte hatte Elwira vernommen und richtete den Blick mit sichtbarem Interesse zu den Herren hin. Alfred bemerkte dies und veranlaßte den Pastor noch zur weiteren Aussprache seiner toleranten Ansichten.

„Gut, Herr Pastor,“ sagte Alfred, „geben sie dann auch zu, daß die eigene innere Ueberzeugung von den transcendentalen Dingen genügen kann, um darnach moralisch gut leben und handeln zu können?“

„Gewiß,“ erwiderte der Pastor, „wenn jene Ueberzeugung eine wahrhaft christliche ist.“

„Ja so! — Diese Bedingung erwartete ich nicht. Da ich also von dem höchsten Wesen mir andere Begriffe und Vorstellungen gebildet habe, als die christliche Kirche sie lehrt, so ist eigentlich mein Leben und Handeln ein unmoralisches, weil unchristliches.“

„Hören Sie, lieber Alfred,“ der Pastor nannte ihn stets beim Vornamen, „ich denke, Sie kennen meine Ansichten über Ihr Leben und Handeln, also darüber wollen wir kein Wort weiter verlieren. Man kann immer christliche Gesinnungen haben, ohne sich Gott als persönliches Wesen vorzustellen. Leider muß ich gestehen, daß unser heutiges Christenthum gar wenig der ursprünglichen Lehre Christi entspricht, d. h. gelehrt wird letztere zwar in Kirche und Schule, gehandelt aber wird nach ihr nur zum Schein, und gerade diesen wollte Christus vermieden haben. Er sagt: „wenn Du aber betest, so gehe in Dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu,“ und ferner: „wenn Du aber Almosen

giebst, so laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut," und wie wird jetzt das Beten und Wohlthun gehandhabt? Wenn Einer nicht in die Kirche geht, so schreit man über ihn, er sei ein Gottloser! Nach seinen Handlungen wird er nicht beurtheilt, sondern darnach, ob er den kirchlichen Anforderungen entspricht oder nicht. Wahrhaftig, ich sehe lieber drei reuige Sünder allein in der Kirche, als dreihundert Pharisäer, die den Gottesdienst nur besuchen, weil es doch nun einmal so Sitte ist. Letztere sollten lieber ganz wegbleiben, wenn sie es nur der Menschen wegen thun, leider aber sind ihrer gerade die Mehrzahl. Dasselbe ist mit dem Wohlthun der Fall. Das wird jetzt Alles öffentlich betrieben. Wenn der Reiche von seinem Ueberfluß eine große Summe spendet, so wird der Geber und die Gabe in den Zeitungen genannt. Das geringe Scherlein, das der Arme hergiebt, der es selbst nöthig hätte, wird auch angenommen, aber von dem ist weiter nicht die Rede. Und so geht es in allen Stücken. Christus trieb die Händler aus dem Tempel, wir handeln jetzt mit den Kirchenstühlen. Sie sehen also, mit dem wahren Christenthum ist es bei uns nicht zum besten bestellt."

„Nach Ihrer Ansicht, Herr Pastor," fragte Alfred, „könnte also auch ein Atheist ein guter Christ sein?"

„Was heißt Atheist?" erwiderte der Pastor, „es giebt gar keine Atheisten. Wenn Jemand für die Ursache aller Dinge eine andere Benennung und Vorstellung hat, so ist er noch kein Atheist? Und warum sollte ein Philosoph nicht ein guter Christ sein können!" —

Ogleich Elwira von der Pastorin in Anspruch genommen war, so richtete sie doch ihre Aufmerksamkeit mehr auf das Gespräch der Herren und vernahm mit Staunen die Worte des Pastors. Sie hatte Aehnliches noch niemals von einem Geistlichen vernommen, und wußte nun nicht, was sie davon denken sollte. In den Kreisen, wo sie bisher verkehrt hatte, waren solche Ansichten nie geäußert worden und man fand es ganz in der

Ordnung, daß Personen, die eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnahmen, jeden Sonntag auch zur Kirche gingen und besondere Plätze daselbst abonniert hatten. Daß es keine Atheisten geben solle, war ihr ganz neu.

Auf der Rückfahrt fragte Alfred Elwire, wie es ihr gefallen habe. Sie äußerte sich sehr befriedigt und sprach den Wunsch aus, bei nächster Gelegenheit mit ihm mehr über des Pastors Ansichten zu sprechen.

## XI.

Während jene im Pastorat zu Besuch waren, ahnten sie nicht, daß sie unterdessen in Lauenhof Veranlassung zu einem heftigen Streit wurden, der sich zwischen Vater und Tochter entspann.

Frau von Stettner beunruhigte der Gedanke an die Möglichkeit, daß ihr Bruder Alfred vielleicht so thöricht sein könnte, eine ernstliche Neigung für Elwire zu fassen. Sie beschloß daher sofort, mit dem Vater über diese Sache Rücksprache zu nehmen und ihm ihre Befürchtung mitzutheilen, damit er Vorkehrungen treffe, um ein solches Unglück bei Zeiten noch von der Familie Kanstein abzuwenden.

Um aber zuvor die Ansicht des Vaters über Elwire zu erfahren, versuchte sie auf einem Umwege auf das Ziel loszugehen.

„Papa,“ sagte sie, „weißt Du etwas Näheres über die Familie Brandes?“

Der alte Herr sah sie einen Augenblick prüfend an und fragte dann: „Was interessirt Dich diese Familie?“

„Mein Gott! braucht sie mich denn gleich zu interessiren, wenn ich mich nach ihr erkundige? Ich möchte nur wissen, woher Cure Bonne ist. Es wundert mich zugleich, daß sie als ein Fräulein von die Stelle einer Bonne übernommen hat.“

„Warum soll sie denn durchaus Bonne sein? In meinen Augen ist sie ein gebildetes Mädchen, das in

jeder guten Gesellschaft erscheinen kann und bei uns als Lehrerin fungirt."

"Lieber Papa," erwiderte Frau von Stettner malitiös lächelnd, "daß sie hübsch ist und sich einzuschmeicheln verstanden hat, kann noch nichts an ihrer factischen Stellung ändern. Kinder den ganzen Tag zu beaufsichtigen und im Abc zu unterrichten, wird eben nur Bonnen zugemuthet."

"Auf die Benennung kommt es schließlich nicht an," erwiderte der Vater etwas gereizt, "sondern auf die Persönlichkeit, und Fräulein Brandes ist ein liebes, prächtiges Mädchen."

"Mein Gott, Papa, Du sprichst ja ganz enchantirt von ihr! — ich glaube gar, Du sähest es nicht ungern, wenn sie Deine Schwiegertochter würde?"

"Ich möchte sogar wünschen, daß meine Tochter so gerathen wäre, wie Fräulein Brandes."

"Dieser Wunsch kann leider nicht mehr in Erfüllung gehen, dafür aber wahrscheinlich der andere. Alfred scheint ja ganz vernarrt in sie zu sein."

"Weißt Du, Louise, Du thätest besser, Dich um Deinen Sohn, als um Deinen Bruder zu kümmern, der als erwachsener Mensch selbst wissen wird, was er zu thun hat."

"Ich bin nicht im Stande, es mir zur Ehre anzurechnen, eine Bonne zur Schwägerin zu haben, mein Sohn wird jedenfalls eine passendere Wahl treffen."

"Wenn Du so fortfährst, Deinen Sohn zu erziehen, wie bisher, so wird ihn überhaupt kein anständiges Mädchen nehmen."

"Lieber Papa, das überlassen wir lieber noch der Zukunft. Ich wollte mich nur orientiren, wie die Glocken läuten, falls Alfred diese Dummheit begehen sollte."

"Jetzt weißt Du es also," versetzte der Vater erregt, "und nun bitte ich, dies Thema nicht weiter zu berühren und Deine Hände vom Spiel zu lassen. Paßt es Dir

nicht, so zwingt Dich Niemand, in Zukunft nach Lauenhof zu kommen."

"Aber Papa, Du sagst mir mit dürren Worten, mein Besuch habe schon zu lange gedauert."

"Wenn Du hergekommen bist, um hier Unfrieden zu stiften, so hättest Du besser gethan, zu Hause zu bleiben."

"Das hatte ich nicht erwartet," versetzte Frau von Stettner gekränkt, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, um das Zimmer zu verlassen. "Es ist Zeit, daß ich meinen Besuch abkürze und wegfahre."

Im Nebenzimmer fand sie ihren Gemahl.

"Stettner," sagte sie zu ihm, "wir fahren morgen ab."

"Wohin?" fragte dieser verwundert.

"Nach Hause."

"Wie? wir wollten doch noch einige Tage hier bleiben?"

"Nein. Papa scheint unsere Anwesenheit schon lästig zu werden."

"Dann wird wohl wieder einmal — Deine Zunge mit Dir durchgegangen sein," meinte der Gemahl.

"Wie kommst Du darauf? — ich verbitte mir derartige Anzüglichkeiten. Ich werde jedenfalls morgen abreisen, Du kannst ja hier bleiben, wenn es Dir gefällt."

"Danke für die Erlaubniß," erwiderte er mit der größten Ruhe.

Als Alfred mit Elvire und den Kindern nach Hause kam, traf er seine Schwester mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt.

"Was ist nun los?" fragte er den Schwager. "Ich höre, Ihr reiset schon morgen ab."

Dieser zuckte mit den Achseln. "Weiß Gott, was Louise wieder für einen Einfall bekommen hat", sagte er.

"Da muß wieder etwas vorgefallen sein", meinte Alfred.

Am folgenden Tage verließ die Familie Stettner Lauenhof. Beim Abschiede flüsterte Frau von Stettner

ihrer Bruder Alfred zu: „Mach' uns keine Schande“, und ohne nähere Erklärung setzte sie sich in den Wagen und fuhr davon.

Die Bewohner von Lauenhof waren recht zufrieden, diesen lästigen Besuch wieder los zu sein. Ein jeder fühlte sich wie von einem Alp befreit, obgleich keiner dies aussprach. Frau von Stettner verstand es, durch ihr hochmüthiges Wesen nicht allein die Verwandten in fortwährend gereizter Stimmung zu erhalten, sondern auch die Diensthofen in stete Unruhe zu versetzen. Nun sie fort war, kehrte die gewohnte Regelmäßigkeit am Tage und das gemüthliche Beisammensein der Familie am Abend um den großen Tisch beim Sopha wieder, wobei Papa Kanstein unermülich eine Patience nach der andern legte und sich zuweilen in das Gespräch der Anderen mischte, während die beiden Damen, mit ihren Handarbeiten beschäftigt, sich mit Alfred unterhielten oder sich von diesem etwas vorlesen ließen. Hugo, der an Hochmuth und aristokratischen Vorurtheilen der Schwester sehr ähnlich war, fühlte sich im Familienkreise nicht recht behaglich, besonders wenn Alfred zugegen war, und zog es daher vor, Abends auf seinem Zimmer zu bleiben, Arbeit vorschügend.

Zwischen Elwire und Alfred hatte sich ein eigenthümliches Verhältniß gebildet. Alfred begleitete sie fast täglich auf ihren Spaziergängen, unterhielt sich gern mit ihr und vermischte sie, wenn sie zur gewohnten Stunde nicht da war. Ihr hübsches Gesicht und ihr anmüthiges Wesen hatten entschieden einen bleibenden Eindruck auf ihn hinterlassen, aber er empfand nicht das himmelaufjauchzende, beseeligende Gefühl, das die Liebe verleiht. Es war Niemand da, der seine Eifersucht erregt hätte, vielleicht wäre er sich dann klar darüber geworden, ob es Freundschaft oder Liebe war, was er für sie empfand.

Elwire dagegen fühlte sehr wohl, daß sie Alfred liebte, aber sie suchte dies Gefühl nicht aufkommen zu lassen, da sie die Hoffnungslosigkeit desselben einsah.

Ihr Herz klopfte heftiger, wenn er auf sie zutrat, und sie erröthete, wenn er mit ihr sprach.

Zu Weihnachten war ein Universitätskamerad von Alfred in Lauenhof zum Besuch. Es war dies ein Herr von Hollwig, Assessor des N.'schen Kreisgerichts, der auf der Universität ein lustiger Zechbruder und harmloser Jüngling gewesen war, später aber den Aristokraten herauskehrte und seine bürgerlichen Freunde verleugnete. Er gehörte zu den verarmten, unbesitzlichen Edelleuten des Landes, was ihn aber nicht abhielt, hauptsächlich mit seinen reichen Standesgenossen zu verkehren und deren Passionen zu theilen, wenn auch auf Kosten seiner Gläubiger.

Es war eine lange, blonde Figur, dieser Herr von Hollwig, mit einem nichtsagenden, bartlosen Gesicht, einer affectirt näselnden Aussprache und einem Vincenez an einer Gummischnur.

Alfred hatte schon auf der Universität diesen semmelblonden Herrn von Hollwig nicht zu seinen Freunden gezählt, dagegen rühmte sich dieser, ein Freund des Baron Kanstein zu sein. Es drückte sich daher die Freude des Wiedersehens bei beiden auf sehr verschiedene Weise aus. Während Alfred ziemlich kühl und zurückhaltend den Assessor begrüßte, verschwendete dieser die schönsten Phrasen, um seine „colossale“ Freude an den Tag zu legen, seinen „alten Freund“ endlich wiederzusehen. Trotzdem war es Alfred nicht möglich, in diesen Jubel einzustimmen, denn er hielt Hollwig für einen charakterlosen Menschen, der den Mantel nach dem Winde trug, und was er nachher über ihn erfahren, war nur geeignet gewesen, diese Ansicht zu bestätigen. Dieser Besuch kam daher Alfred jetzt sehr störend, denn er sah sich Anstands halber gezwungen, sich mit dem semmelblonden Freunde während dessen Anwesenheit mehr abzugeben, als ihm lieb war.

Am folgenden Tage nach der Ankunft des Herrn von Hollwig kam Kleinthal angefahren. Die beiden Herren kannten sich vom Kreisgericht her, wo letzterer

öfter mit dem blonden Assessor zu thun gehabt hatte. Elwire, die den Wunsch geäußert, die Weihnachtsferien auf Lauenhof bleiben zu dürfen, befand sich gerade im großen Familiensaal, als Kleinthal eintrat.

„Nun, Herr von Hollwig,“ sagte letzterer zu ihm, „wie kommen Sie denn in unsere Gegend? Doch nicht von Gerichts wegen?“

„O nein, behüte!“ erwiderte Hollwig, „ich besuche meinen alten Freund Kanstein.“

„Was Sie sagen! — Ich habe doch nie etwas von dieser Freundschaft gehört.“

„O, die datirt von der Universität her,“ antwortete Hollwig.

„So? — Nun, dann müssen Sie ja auch den Candidaten Müller kennen, der in Mattenhof Lehrer war?“

„Müller? ich habe nicht die Ehre,“ meinte Hollwig lächelnd.

„Gewiß kennst Du ihn,“ fiel Alfred ein.

„Möglich, man kann sich ja nicht eines Jeden erinnern, mit dem man zusammengewesen.“

„Das wundert mich,“ versetzte Alfred, „Du hast oft genug mit ihm gekneipt.“

„Ich will es ja gar nicht abstreiten,“ lenkte Hollwig ein, „es ist ja möglich, im Augenblick kann ich mich nur nicht seiner entsinnen.“

Kleinthal merkte sofort, daß die Freundschaft zwischen diesen beiden nicht weit her war.

„Hören Sie, Herr von Hollwig,“ begann Kleinthal wieder, „Sie müssen auch nach Mattenhof fahren, Berthachen trösten.“

„Hi, hi, hi! famos!“ lächelte der blonde Assessor, steckte den Sneider auf die Nase und betrachtete Elwire, die am Fenster saß. „Wer ist Berthachen?“

„Sie kennen Berthachen nicht?“ fragte Kleinthal, „dann müssen Sie jedenfalls hin. Ich werde Sie dort einführen, wenn Sie wünschen. Die Mattenhöfische Frau wird sich gewiß freuen.“

„Zimmer der alte Spaßvogel, der Kleintal, hi, hi, hi!“ lächelte Hollwig.

„Nein, nein, ohne Spaß, Herr von Hollwig, ein reiches Mädchen, — machen Sie sich dran.“

„Haben Sie den Auftrag, Kleintal, ihr einen Mann zu verschaffen?“ fragte der alte Kanstein, ärgerlich über dies Gespräch.

„Das nicht, sie thut mir nur leid,“ erwiderte Kleintal. „Aber unserm Karlchen ist es eigen ergangen.“

„Sie meinen wohl unsern Pastor?“ verbesserte Alfred.

„Natürlich, das ist doch unser Karlchen,“ erwiderte Kleintal. „Weiß Gott, welcher Geist ihn inspirirt hatte, als Vermittler in Mattenhof aufzutreten. Die Alte ist noch jetzt fuchswild.“

„Wo haben Sie denn das wieder her?“ fragte der alte Baron.

„Ich bin doch gestern dort gewesen. — Sie hat dem Pastor die Thüre gewiesen. — Ja, ja, Hollwig, Ihre Vermittelung würde die Mattenhöfische gewiß annehmen. — Versuchen Sie Ihr Glück — was kann's schaden!“

„Was soll denn da vermittelt werden?“ fragte der Assessor.

„Die Mattenhöfische wird es Ihnen schon sagen, wenn Sie dort sind. — Wie lange bleiben Sie denn hier?“

„Wenn man mich hier behält, bleibe ich die ganzen Ferien.“

Niemand schien darüber erfreut zu sein, den blonden Assessor so lange hier zu haben, — Alle schwiegen dazu.

„Das ist ja prächtig!“ rief Kleintal aus, der es sofort merkte, daß man Hollwig hier nicht gern hatte.

„Dann besuchen Sie mich auch.“

„Mit Vergnügen“, willigte dieser ein.

„Wo ist denn der junge Hausherr?“ fragte Kleintal plötzlich, sich an Frau von Kanstein wendend.

„Hugo wird wohl in der Wirthschaft sein“, erwiderte diese.

„Gott im Himmel!“ wunderte sich Kleintal, „was

wirthschaftet er denn in jetziger Jahreszeit? — Der Mensch hat auch keine Ruhe im Zimmer.“

In diesem Augenblick trat Hugo ein.

„Aha, da ist er ja. Eben fragte ich nach Ihnen. — Hören Sie, junger Herr, überlassen Sie mir drei Koppel Hunde zu übermorgen — ich will für den Herrn Assessor eine Jagd veranstalten.“

„Für mich?“ fragte Hollwig erschreckt, „ich bin kein Jäger.“

„Ach gehen Sie! Unsinn! — Ein Mann mit Ihrer Figur und in Ihren Jahren wird nicht Jäger sein? — Die reine Bescheidenheit bei Ihnen, weiter nichts. — Also es wird Jagd gemacht. Morgen geb' ich den Nachbarn Nachricht und übermorgen geht es los. — Kein Wort weiter, Herr Assessor! Sie haben mir zuweilen beim Kreisgericht durchgeholfen, ich bin Ihnen diese Revanche schuldig.“

Kleinthal wußte recht gut, daß Hollwig weder mit einem Pferde, noch mit einer Flinte umzugehen verstand, und deshalb versprach er sich einen köstlichen Spaß von der Jagd. Hollwig wagte nicht, in Gegenwart der Anderen seine Unfähigkeit einzugestehen, sondern lächelte verlegen und machte sich mit seinem Pincenez zu schaffen. Die Anderen aber sahen sich an und schmunzelten, nur Kleinthal blieb ehrbar und erzählte, daß sich bei ihm einige Wölfe gezeigt hätten und die müßten durchaus vorgenommen werden. Darauf wandte er sich zu Frau von Kanstein und theilte ihr mit, daß die Mattenhöfische Frau am ersten Feiertage einen Besuch in Lauenhof machen werde.

„Sie wundert sich, daß Sie, meine Gnädige“, fügte er hinzu, „seit drei Monaten nicht bei ihr gewesen sind. Sagen Sie, ist etwas zwischen Ihnen vorgefallen?“

„Nein, durchaus nichts“, erwiderte die junge, Frau „es machte sich nicht, ich bin überhaupt in dieser Zeit nirgends gewesen.“

„Na ja, also den ersten Feiertag wird sie hier sein.“

„Ist der Mattenhöfische Herr gestorben?“ fragte Hollwig

mit gedämpfter Stimme Alfred. Kleinthal aber hatte es dennoch gehört und erwiderte:

„Nein, der alte Herr lebt und fühlt sich sogar sehr wohl, aber man spricht nicht von ihm, weil er nichts zu bedeuten hat. Wenn der sich einmal untersteht, anderer Meinung zu sein als seine bessere Hälfte, dann heißt es gleich: „Schweig Du nur still.“ — Und sie genirt sich gar nicht in Fremder Gegenwart, ihm das zu sagen.“

Alle lachten über Kleinthal's Art, zu erzählen, dieser lachte auch mit und fuhr fort:

„Glauben Sie, daß der Alte sich darüber ärgert? Pfui! nicht im Geringsten! — Er sitzt wie ein Pagode, die Hände auf dem dicken Bauch gefaltet, und nickt nur mit dem Kopf. — Herr von Hollwig, was meinen Sie zu einer solchen Schweigermutter?“

„Ich danke — ich halte nicht mit,“ näselte Hollwig.

„Na, na, na, danken Sie nicht zu früh — da ist viel Geld.“

„Wenn auch. Dafür müßte ich mir auch sagen lassen, daß ich zu schweigen habe?“

„Nun, das wäre ja nicht so schlimm!“ sagte Kleinthal.

Wieder lächelten Alle über die Zweideutigkeit.

„Aber nun muß ich fahren,“ sagte Kleinthal gleich darauf. „Adieu, gnädige Frau — empfehle mich, Fräulein. Sie haben doch meine Bitte noch nicht vergessen? — Adieu, Herren! — Also übermorgen, Hollwig, zur Jagd, vergessen Sie nicht. — Kommen Sie nur recht früh, oder lieber noch morgen Abend, bleiben die Nacht bei mir — man wird Sie hier gewiß nicht vermissen. — Adieu!“ Fort war er.

„Ein unruhiger Patron!“ sagte der alte Kanstein.

„Darf man erfahren,“ fragte Alfred später Elwire, „um was Herr von Kleinthal Sie gebeten hat?“

„Ich weiß wirklich nicht, was er meinte,“ erwiderte sie, wurde aber roth dabei.

„Ei, ei, Fräulein, Sie sind ja ganz verlegen geworden.“

„Ja, gewiß,“ sagte Elwire, „man kann ja auch ver-

legen werden. Er thut so, als hätte er mit mir ein Geheimniß.“

Als spät Abends sich Alle zur Ruhe begaben, begleitete Hollwig noch seinen Freund Alfred auf dessen Zimmer.

„Ein nettes Kind, die Kleine, die Ihr hier habt,“ sagte jener.

„Wen meinst Du?“ fragte Alfred etwas barsch.

„Die Kleine, wie heißt sie doch?“ näselte Hollwig,

„Du bist ja wie der Hahn im Korbe. — Hast immer Glück gehabt.“

Alfred erwiderte noch nichts. „Ein reizendes Dingchen,“ näselte jener weiter. „Wie weit bist Du denn schon mit ihr? — ist der Sünde schon werth.“

„Von wem sprichst Du eigentlich?“ plagte endlich Alfred heraus. „Ich will nicht hoffen, daß Deine Anzüglichkeiten Fräulein Brandes gelten. — Wir haben hier keine Kleinen und keine reizenden Dingerehen im Hause, sondern anständige Damen, die einem jeden gebildeten Menschen Achtung einflößen. — Das laß Dir gesagt sein! und solltest Du das jemals vergessen, so hast Du es mit mir zu thun. — Gute Nacht, — ich will schlafen.“

Mit diesen Worten war Hollwig gleichsam an die Luft gesetzt und er begab sich auch schleunigst auf sein Zimmer. Alfred aber wurde es plötzlich klar, daß er Elwire liebte und sein Leben wagen würde, um sie zu schützen.

## XII.

Am andern Morgen erwachte Alfred mit den Qualen der Eifersucht, obgleich er sich selbst gestehen mußte, daß gar nichts Besonderes vorgefallen war, was diese hätte veranlassen können. Aber was hatte Kleintal mit Elwire vorgehabt? Sollte sie ihm die Wahrheit gesagt haben, daß sie von nichts wisse? — Und dann, die cynischen Bemerkungen von Hollwig empörten und quälten ihn zugleich. Er glaubte, sie schützen zu müssen vor dessen Annäherung. Er fühlte, daß Elwire ihm näher gestanden, als er bisher gewußt. Bis jetzt war

er ihrer sicher, Niemand trat störend zwischen sie, — er war der Hahn im Korbe, wie Hollwig sagte, er genoß das Glück, täglich mit Elwire zusammen sein zu können, ohne sich bewußt zu sein, daß er sie schon liebte. Jetzt, wo sich Andere ihr näherten, fürchtete er, sie zu verlieren; jetzt wurde es ihm plötzlich klar, daß sie ihm unentbehrlich geworden.

Mit dem festen Entschluß, sich noch heute, sobald als möglich, Gewißheit zu verschaffen, stand er auf, kleidete sich rasch an und ging hinunter. Er hoffte, Elwire vorzufinden, traf aber nur den Vater und die Schwägerin am Kaffeetisch.

Gerade heute wurde seine Ungeduld auf eine harte Probe gestellt, denn Elwire kam nicht eher zum Vorschein als zu Mittag, und nun, das wußte er, würde sich keine Gelegenheit mehr bieten, sie allein zu sprechen, denn sein blonder Freund verließ ihn keinen Augenblick, und er fand keinen passenden Vorwand, sich von diesem frei zu machen. Endlich gegen Abend erinnerte er Hollwig, daß dieser versprochen habe, nach Waldhof zu fahren, und es daher wohl an der Zeit wäre, sich auf den Weg zu machen. Obwohl der Assessor sich dagegen sträubte und meinte, Kleinthal habe ja nur geschertzt, wenn er ihn zur Jagd geladen, denn er sei doch kein Jäger, so wußte Alfred doch alle Einwände zu beseitigen und den Semmelblonden schließlich zur Abfahrt zu bestimmen.

Endlich war nun Alfred seinen Gast wenigstens für vierundzwanzig Stunden los, aber schwerlich, dachte er bei sich, werde sich heute noch Gelegenheit finden, Elwire allein zu sprechen. Und dennoch! — eben hatte er Hollwig hinausbegleitet und trat in's Vorzimmer zurück, als Elwire ebenfalls diesen Raum passiren wollte, um in ihr Zimmer zu gelangen.

„Fräulein,“ rief Alfred und eilte auf sie zu, „Gott sei Dank, daß ich Sie heute doch noch allein zu sprechen bekomme! — Den ganzen Tag habe ich nach einer Gelegenheit gesucht, aber überall war mir dieser Hollwig

im Wege. — Jetzt müssen Sie, Fräulein, über meine Zukunft entscheiden.

Der Leier erläßt es mir wohl, das ganze Liebesgeständniß wiederzugeben; es hat ja auch eigentlich nur Interesse für die beiden Liebenden; nur so viel will ich verrathen, daß kaum eine Minute später Alfred seine Elwire in den Armen hielt und einen langen Kuß auf ihre Lippen drückte. Doch sie erinnerten sich noch zur rechten Zeit, daß man sie vermissen könnte, und trennten sich mit der Verabredung, morgen gemeinschaftlich einen Spaziergang zu machen.

Am andern Morgen fuhr Hugo zur Jagd. Alfred aber blieb zu Hause und ging mit Elwire in den nahen Wald. Hier bot er ihr seinen Arm, den sie auch ohne Zögern annahm.

„Nun bist Du meine Elwire,“ sagte er.

„Ja, aber Angst hab' ich doch,“ erwiderte sie.

„Doch nicht gar vor mir?“

„Ach nein!“ lachte sie und schaute ihm glücklich in die Augen. „Du bist ja mein lieber, guter Alfred. Aber vor Deinen Verwandten fürchte ich mich, die sind Alle so stolz. Ich glaube, sie werden mit unserer Verlobung gar nicht einverstanden sein.“

„Wahrscheinlich wohl nicht,“ meinte Alfred lachend, „ausgenommen der Vater. — Was kümmern uns die Uebrigen?“

„Deinen Vater liebe ich sehr und ich glaube, er sieht mich auch ganz gern.“

„Meine süße, kleine Wira, wer sollte Dich nicht gern sehen!“

„Dein Bruder zum Beispiel,“ fiel Elwire ein, „er hat mit mir in den drei Monaten kaum drei Worte gesprochen und schon der Morgengruß fällt ihm schwer, ich sehe es ihm an.“

„Ja, das sind solche abgeschmackte Vorurtheile, ebenso wie bei meiner Schwester. Mit solchen Menschen muß man Nachsicht haben, sie wissen's nicht besser.“

„Aber wie bist Du denn so ganz anders gerathen?“ fragte Elwire.

„Mein eigener Verstand ließ den Hochmuthsteufel nicht aufkommen. Meine Geschwister haben freilich auch so viel Verstand, aber sie sehen die Welt anders an. — Doch, wie gesagt, mein Liebling, was gehen uns die Anderen an, wenn nur der Vater für uns ist.“

„Du solltest noch heute dem Vater Alles mittheilen,“ meinte Elwire, „ich kann nicht eher ruhig sein.“

„Ja, mein Lieb, das soll sogleich geschehen, sobald wir nach Hause kommen.“

Nach einer guten Stunde traten die Liebenden den Rückweg an. Alfred beeilte sich zu Hause sogleich, dem Vater das glückliche Ereigniß zu melden, und dieser umarmte Elwire, küßte sie auf die Stirn und nannte sie sein liebes Töchterlein. „Aber hört,“ sagte er zu den Beiden, „wir wollen die Sache bis zum ersten Feiertage geheim halten, dann beim Mittagessen werde ich es bekannt machen. Das wird ein Spaß sein, die verdutzten Gesichter zu sehen.“

Spät Abends kehrte Hugo von der Jagd zurück. Hollwig war bei Kleinthal geblieben und ließ sagen, daß er mit diesem am ersten Feiertage erscheinen werde. Diese Meldung kam Allen sehr gelegen, denn Hollwig's Persönlichkeit paßte so ganz und gar nicht in diesen Kreis, und seine Gegenwart am Weihnachtsabend wäre nur störend gewesen.

Dieser Abend verlief denn auch in gewohnter Weise, man überraschte einander durch Geschenke, freute sich an dem strahlenden Christbaum und verzehrte dabei Süßigkeiten und Pfefferkuchen. Zuletzt wurde noch die Dienerschaft beschenkt, und so nahm dies echt deutsche Familienfest zu allgemeiner Freude und Zufriedenheit sein Ende.

Am folgenden Tage war in der Lauenhoff'schen Kirche deutscher Gottesdienst, zu welchem sich alle Nachbarn einfanden, von denen Einige die Gelegenheit benutzten, um bei Kansteins später einen Besuch zu machen. Dies-

mal waren Sahlfelds aus Mattenhof und Kleinthal mit dem blonden Assessor erschienen.

Herr von Sahlfeld war eine dicke, schwammige Figur mit tiefliegenden, kleinen Augen und einem recht fahlen Kopf. Seine Gemahlin besaß ebenfalls eine etwas auffallende Körperfülle, dabei aber auch ein sehr resolutes Wesen, das keinen Widerspruch duldete. Von ihren Kindern war nur die älteste Tochter Bertha mitgekommnen, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einem zarten, melancholischen Gesichtchen und röthlichbraunem Haar. Sie hatte sich sogleich an Elwire geschlossen und saß mit dieser getrennt von der übrigen Gesellschaft auf einem Eckdivan, vor ihnen stand Hollwig und versuchte, sich liebenswürdig zu machen.

„Sie waren nicht in der Kirche?“ wandte sich Frau von Sahlfeld an den alten Kanstein.

„Nein, mein Rheumatismus erlaubt mir nicht, stundenlang in dem kalten Raum zu sitzen.“

„Ja, die Predigt war wieder viel zu lang“, sagte Frau von Sahlfeld, „ich begreife nicht, warum die Herren Prediger sich nicht kürzer fassen können. Man kennt ja das Alles schon auswendig, was sie Einem da sagen, aber sie glauben, sie können es nicht oft genug wiederholen.“

„Nun, gnädige Frau“, fiel Kleinthal ein, „was würden Sie erst sagen, wenn Sie den Pastor Donner in Havenstein hören würden? Dessen Predigten dauern immer bis anderthalb Stunden.“

„Zu dem würde ich gar nicht gehen.“

„Ich muß sagen“, mischte sich Alfred in's Gespräch, „mir fiel die Länge der Predigt heute nicht auf.“

„Ihre Passion für unsern Pastor ist mir bekannt“, erwiderte Frau von Sahlfeld, „Sie nehmen ihn immer in Schutz.“

Alfred lachte. „Nein, gnädige Frau“, sagte er, „das ist diesmal gar nicht meine Absicht gewesen, aber ich habe zufällig nach der Uhr gesehen, die Predigt dauerte kaum zwanzig Minuten.“

„Ist denn das nicht lange genug?“

„Hören Sie, Kleinthal,“ fragte Herr von Sahlfeld, „wie fiel denn die Jagd aus?“

„O, ganz famos! — Siebzehn Hasen wurden geschossen. Unser Assessor Hollwig hat auch beinahe einen umgelegt, aber ein Anderer kam ihm zuvor. — Wo ist denn der junge Mann?“ Kleinthal sah sich um. „Aha, natürlich bei den jungen Damen. — Das war köstlich gestern,“ erzählte er weiter, „er versteht wirklich nicht zu reiten, ich hab's gar nicht geglaubt. Gleich, als er aufstieg, ging das Thier mit ihm durch. — Nun hätten Sie sehen sollen, wie das ausfiel. Die lange Figur klammerte sich in der Angst um den Hals des Thieres, die Mütze war ihm vom Kopf gefallen — es war zum Kranklachen! — Zum Glück blieb die Bestie bald stehen, sonst hätten wir ihn gar nicht wieder-gesehen.“

„Sie haben wahrscheinlich für ihn ein besonderes Pferd ausgesucht?“ meinte der alte Herr von Kanstein.

„Nein, bei Gott, ein frommes Thier, aber es leidet nur nicht, wenn man ihm die Flanken berührt. Beim Aufsitzen muß der junge Mann wahrscheinlich mit den Hasen angekommen sein, denn er sitzt nicht richtig im Sattel, er hält sich zu krumm.“

Die Herren lachten Alle.

„Wie sind Sie denn mit dem jungen Mädchen zufrieden?“ fragte die Mattenhöfische Frau die junge Hausfrau.

„Sehr!“ entgegnete diese. „Es ist ein liebes, bescheidenes Mädchen.“

„Sie scheint recht hübsch zu sein. Kann sie nicht Ihrem Schwager gefährlich werden?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Frau von Kanstein lächelnd.

„Nun, es wäre ja auch kein Unglück,“ meinte Frau von Sahlfeld. „Mag er sich doch etwas die Zeit vertreiben, — was soll er auch den ganzen Tag thun? — Er scheint ja immer zu Hause zu sitzen — bei uns ist er nur einmal gewesen.“

„Ja, er ist wohl viel zu häuslich für sein Alter.“

„Nicht wahr? Es thut uns recht leid, daß er uns nicht öfter besucht hat. — Ich höre, er will sich um eine Anstellung bewerben — das ist doch sonderbar.“

„Die Landwirthschaft interessirt ihn nicht,“ sagte Frau von Kanstein.

„Merkwürdiger Mensch!“ fuhr Frau von Sahlfeld fort, „er hat immer etwas Besonderes. Sie werden sehen, wenn der sich einmal eine Frau nimmt, so wird er auch nicht auf Rang und Stand sehen, und er könnte doch die reichste Partie machen.“

Der Diener trat ein und meldete, daß die Tafel servirt sei. Es war hier nicht Sitte, daß die Herren die Damen zu Tisch führten, vielmehr war die alte Tischordnung beibehalten. Die Damen setzten sich an der einen, die Herren gegenüber an der anderen Seite des Tisches. So war die Unterhaltung mehr eine allgemeine und ungezwungene, und die Herren hatten nicht die Verpflichtung, ihre Damen mit banalen Phrasen zu langweilen.

Bei der dritten Speise erhob sich der alte Baron und machte der Gesellschaft die freundige Mittheilung, daß sein Sohn Alfred sich verlobt habe mit dem Fräulein Elwire von Brandes, und forderte die Anwesenden auf, mit ihm auf das Wohl des Brautpaares zu trinken.

Die Wirkung dieser Gröfßnung that sich bei Jedem auf andere Weise kund. Die Meisten glaubten nicht recht gehört zu haben und blieben noch einen Moment auf ihren Plätzen sitzen. Frau von Sahlfeld starrte den alten Kanstein an und glaubte, er habe sich versprochen; Herr von Sahlfeld sah seine Frau an und drehte die Daumen um einander; Hugo murmelte etwas von einem Scandal; Kleintal lächelte und besah sich die ganze Gesellschaft; der blonde Assessor klemmte sein Pincenez auf die Nase und betrachtete Elwire; Bertha Sahlfeld, die neben Elwire saß, gab dieser sogleich einen Kuß; Frau von Kanstein aber stand auf, trat lächelnd auf Elwire zu und besiegelte ihren Glückwunsch ebenfalls mit einem

Kuß. Alfred war schon gleich Anfangs auf seine Braut zugeeilt, hatte seinen linken Arm um ihre Taille gelegt und erwartete so die Gratulanten.

Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sich Alle von ihren Sitzen und näherten sich dem Brautpaare. Mit süßem Lächeln und erheuchelter Freude wurden die Glückwünsche dargebracht, selbst Hugo sah sich gezwungen, nachdem der Vater Elwire in seine Arme geschlossen und geküßt hatte, der künftigen Schwägerin die Hand zu drücken und mit saurer Miene seine Freude hervorzu-  
stottern. Elwire erröthete vor Verlegenheit und schmiegte sich fester an ihren Alfred.

So war denn die Verlobung in aller Form declarirt. Die Tafel wurde aufgehoben, die Gesellschaft begab sich zurück in den Saal und die allgemeine Freude war scheinbar eine aufrichtige, was jedoch die Gäste nicht hinderte, diesmal sich früher zu verabschieden, als sie es sonst gethan hatten.

Auch wir wollen Lauenhof jetzt verlassen und da unsere Erzählung ihrem Ende sich zuneigt, uns nach Havenstein zurückbegeben, um den Major und Tante Lottchen aufzusuchen.

### XIII.

Drei Tage nach ihrer Verlobung hatte Elwire dieses Ereigniß der Tante Lottchen brieflich mitgetheilt und hinzugefügt, daß sie nach Neujahr nach Havenstein zurückkehren und bis zur Hochzeit im Hause des Onkels verbleiben werde. Diesen Brief hatte die Tante gerade an einem Sonnabend erhalten, als beim Major zwei Herren zur Kartenpartie waren, und sie theilte die freudige Begebenheit gerade in dem Augenblick dem Bruder mit, als dieser ein Grandissimo-Spiel angefangen hatte.

„Denke Dir, Fritz,“ rief Lottchen, „unsere Elwire ist Braut von dem jungen Baron Kanstein.“

„Ach, störe mich jetzt nicht,“ brummte der Major.

„Wie, Fräulein Elwire ist Braut?“ riefen die Andern.

„Ja, sie schreibt es mir eben, und nach Neujahr kommt sie zurück und bleibt bei uns bis zur Hochzeit.“

„Ich habe acht Grandissimo angesagt,“ bemerkte der Major ungeduldig.

„Aber, Herr Major, freuen Sie sich denn gar nicht?“ fragte der Eine der Herren.

„Was ist denn da sich zu freuen?“ knurrte jener.

„Nun, mag sie heirathen, was soll ich denn dabei thun?“

„Aber, Fritz, wie kannst Du nur so sein?“ rief Lottchen verlezt.

„Ja, ja, Euch Frauenzimmern steckt nur immer das Heirathen im Kopf. — Wollen wir doch wenigstens zu Ende spielen.“ —

Zehn Tage waren seit diesem Abend vergangen und heute nun wurde Elwire zurück erwartet. Mit dem neuen Jahre war Frost eingetreten und die Erde hatte sich mit einer dicken Schneehülle bedeckt. Tante Lottchen ging aufgereggt hin und her, während der Major am Fenster stand, seine Cigarre schmauchte und über den Frost raisonnirte, der nach seiner Meinung natürlich wieder zur Unzeit eingetreten war.

Gerade in dem Augenblick, als Tante Lottchen in der Küche beschäftigt war, war Elwire angefahren und hatte in der ersten Freude des Wiedersehens den Onkel umarmt und geküßt. „Ach, Onkelchen, wie bin ich glücklich!“ rief sie aus und wieder umarmte und küßte sie ihn.

„Nu, nu!“ wehrte er ihre Küsse ab, „Du bist ja ganz toll!“

„Wo ist denn Tante?“ fragte sie, während sie ihren Pelz ablegte.

„Die wird wohl in der Küche sein,“ entgegnete der Onkel.

Elwire lief aus dem Zimmer, die Tante zu suchen.

„Die Weiber sind doch Alle gleich,“ brummte der Major und schüttelte den Kopf. „Wenn sie verliebt sind, dann sind sie ganz verdreht.“

Tante Lottchen und Elwire traten ein.

„Denk' Dir, Frig,“ sagte erstere, „Elwirens Bräutigam wird heute noch zu uns kommen.“

„So? — nun, laß ihn kommen.“

„Onkelchen!“ fragte Elwire, „freust Du Dich auch, daß ich verlobt bin? — Ach, mein Alfred ist ein herrlicher Mensch! Du wirst ihn heute kennen lernen — zu Ostern soll unsere Hochzeit sein — und dann reisen wir in's Ausland auf sechs Wochen — ach, Tante, das wird herrlich sein! — Es ist immer mein Wunsch gewesen, zu reisen, und nun gar mit meinem Alfred zusammen! — Onkelchen, freust Du Dich auch?“ Sie wollte wieder auf ihn zueilen.

„Ja, ja, ja, ich freue mich, komm mir nur nicht zu nahe.“

Tante Lottchen strahlte vor Freude über ihre glückliche Nichte.

„Aber sag' doch, Elwirchen — Dein Bräutigam wird wohl zum Abend bei uns sein?“

„Ja wohl, Tantchen, aber deswegen brauchst Du keine Umstände zu machen, er ist der anspruchloseste Mensch auf Erden.“

„Sag' doch, wie kam er eigentlich darauf, Dich zu freien?“ fragte der Major.

„Aber, Onkelchen, wie Du komisch fragst!“

„Ich meine,“ ergänzte dieser, „weil die Kansteins doch so sehr hochmüthig sein sollen.“

„Das sind sie auch, ausgenommen Alfred und sein Vater.“

„Na, na, wollen wir erst abwarten. Man kann niemals wissen, wie ein Mensch erst im späteren Leben wird.“

„Mein Alfred wird sich nie ändern.“

„Na, gut, gut, laß schon sein.“

„Du glaubst mir nicht, Onkel, aber Alfred giebt wirklich nichts auf den Baron.“

„Ja, ja, ist schon gut.“ —

Endlich, als es zu dunkeln begann, erschien Alfred.

Elwire slog ihm mit offenen Armen entgegen und stellte ihn den Ihrigen vor.

„Nun, Herr Major, wollen Sie mich auch in Ihre Verwandtschaft aufnehmen?“ fragte er nach der Begrüßung.

Der Major war nicht gewohnt, Phrasen zu dreheln, und fühlte, daß er in seiner derben Weise nicht antworten durfte.

„Warum nicht?“ sagte er, „sehen Sie nur zu, wie Sie mit ihr fertig werden.“

„O, wir werden uns schon vertragen,“ meinte Alfred lächelnd und zog Elwire an sich. —

Alfred hatte im Fluge das Herz des alten Majors und der Tante durch sein offenes und treuherziges Wesen erobert, und als er sie spät Abends verlassen hatte, sprach der Major seine volle Zufriedenheit über den jungen Mann aus und war überzeugt, daß Elwire mit ihm glücklich sein werde.



# Doctor Löwenthal.

Novelle

von

Marie von Malsch.

---



## I.

Das Strandhaus, welches der Fabrikbesitzer Gotthard Stahl in Majorenhof besaß, war eines der größten und elegantesten des Badeortes. Die in italienischem Styl erbaute Villa umgab ein wohlgepflegter Garten und an diesen schloß sich ein kleiner Park, in dem sich schattige Lauben, Grotten und versteckte Ruheplätzchen befanden.

Die Familie des Fabrikherrn, welche aus seiner Gattin und einer erwachsenen Tochter bestand, pflegte gewöhnlich schon Ende Mai oder Anfang Juni mit einem ganzen Hofstaat von männlichen und weiblichen Domestiken von Riga nach Majorenhof überzusiedeln und den ganzen Sommer dort zu verbringen, während Herr Stahl so sehr durch seine Geschäfte in Anspruch genommen wurde, daß er nur die Sonntage mit den Seinen am Strande verlebte.

Der Fabrikherr war ein corpulenter, fünfundvierzig Jahre zählender, jovialer Mann, der, wenn er den Tag über gearbeitet hatte, den Abend gern in heiterer Gesellschaft verbrachte und dem es Freude gewährte, seiner Frau und seiner Tochter allen nur erdenklichen Luxus und Lebensgenuß zu gestatten. Man fand das ganz natürlich, denn Herr Stahl war ja, wie man wußte, sehr wohlhabend, da er außer seiner Fabrik noch ein bedeutendes Handelsgeschäft in Riga besaß.

In diesem Jahre hielt aber die Hochzeit einer Freundin, welche Ella Stahl mitzumachen versprochen hatte, sie und ihre Mutter länger als sonst in Riga zurück; statt

dessen war die Schwägerin des Fabrikherrn, eine verwitwete Baronin Ringen, nach Majorenhof gekommen und hatte mit ihrem Sohne und ihrer Tochter den linken Flügel des schönen Strandhauses bezogen. Natürlich war dies auf die Aufforderung des Hausherrn hin geschehen, der zwar seine adelige, in Mitau lebende Schwägerin noch nie gesehen und nicht persönlich mit ihr verkehrt hatte, aber dabei doch aus Gründen, von denen Niemand außer ihm selbst etwas ahnte, in letzter Zeit lebhaft eine Annäherung mit seinen Verwandten herbeisehnte.

Wer hätte auch denken sollen, daß Herr Stahl, der bei jeder sich darbietenden Gelegenheit über den Adel loszog und sich über den Stolz und die Anmaßung der höheren Stände lustig machte, den Wunsch einer Verbindung seiner Tochter mit dem jungen Adolf von Ringen hegte und zwar nur aus dem Grunde, um seiner Ella, seinem Lieblinge, den Rang und Titel einer Baronin zu sichern, denn außer dieser seiner Lebensstellung besaß der adelige Neffe des Fabrikherrn eigentlich nur wenig Eigenschaften, welche diesen Wunsch seines Onkels zu rechtfertigen im Stande waren.

Blond und hochaufgeschossen, mit einem Antlitz, das eigentlich hübsch zu nennen war, dem aber der Stempel geistiger Begabung fehlte und das daher ausdruckslos erschien, glich der junge Baron Ringen in auffallender Weise seinem verstorbenen Vater. Als dieser aus dem Leben schied und seiner Gemahlin, sowie seinen noch unerzogenen Kindern nur ein ganz unbedeutendes Vermögen hinterließ, hielt es der reiche Fabrikherr für seine Pflicht, die Schwägerin zu unterstützen, und diese nahm die ansehnliche Zulage zu ihren geringen Mitteln als etwas Selbstverständliches entgegen.

Adolf besuchte in Mitau das Gymnasium und studirte, nachdem er sein Abiturienten-Examen absolvirt hatte, auf Kosten seines Onkels in Dorpat Jura. Da aber das flotte Studentenleben den nicht an Pflichttreue gewöhnten jungen Mann ungleich mehr anzog, als die

trockene Wissenschaft, verbrachte er ein Semester nach dem andern auf der Universität, ohne das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Nach sechs nutzlos vergeudetem Jahren war er nach Mitau zurückgekehrt und beabsichtigte nun, eine Stelle bei der Ritterschaftsbank, welche man ihm auf die Verwendung eines Betters seines verstorbenen Vaters angetragen hatte, zu bekleiden. Da die Vacanz aber erst nach den Sommerferien eintreten sollte, war Adolf von Ringen für's Erste noch frei und daher sogleich bereit gewesen, der Aufforderung seines Onkels Folge zu leisten und mit seiner Mutter nach Majorenhof zu kommen.

Seine Schwester, Thusnelda von Ringen, war weniger angenehm berührt von der Aussicht, einige Wochen mit den bürgerlichen Verwandten zu verleben, als ihr Bruder, aber sie fügte sich ohne Widerspruch den Wünschen ihrer Mutter, als diese erklärte, daß sie sich angegriffen fühle und das Seebad in Majorenhof zu benutzen gedente.

Thusnelda glich in keiner Weise ihrem Bruder; sie war schön und reich begabt und der Stolz ihrer Mutter, welche in diesem Kinde ihr verzüngtes Ebenbild erblickte und in ihr die äußern Vorzüge wiederfand, welche einst den Baron von Ringen so sehr bezaubert und ihn dazu vermocht hatten, dem bürgerlichen Mädchen sein Herz zu Füßen zu legen und es zu seiner Gemahlin zu erheben. Sie hatte ihm ohne Bedenken ihr Jawort gegeben, obgleich der unbedeutende, schon nicht mehr junge Baron nicht im Stande gewesen war, ein wärmeres Gefühl in ihrer Brust zu wecken, und sie war ihm als seine Gattin nach Mitau gefolgt. Ob sie aber glücklich war an der Seite ihres Gatten, der seine Gemahlin in eine andere Lebenssphäre einführte, wo ihr so manche Zurücksetzung und Demüthigung zu Theil wurde, vor welcher der geistig wenig begabte Baron seine angebetete Ottilie nicht zu schützen vermochte, ob sie glücklich war, das erfuhr Niemand, am allerwenigsten ihre Schwester, von der Herr von Ringen sie gänzlich fern zu halten

wußte. Das wurde ihm um so leichter, da Ottiliens Eltern nicht mehr lebten, und sie außer Anna, ihrer einzigen Schwester, welche in einem fremden Hause die Stelle einer Lehrerin bekleidete, keine nahen Anverwandten besaß.

Anfangs empfand Ottilie die Trennung von dieser Schwester sehr schmerzlich, aber sie gewöhnte sich bald so an die Anschauungsweise ihres Gatten, daß sie es selbst für ganz unmöglich hielt, mit Anna noch ferner in verwandtschaftlicher Beziehung zu stehen, als diese sich mit dem Fabrikherrn Stahl verlobte. Sie versuchte es, der Schwester in einem an sie gerichteten Briefe klar zu machen, daß dieselbe durch ihre Wahl eines Lebensgefährten eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet habe und daß sie aus Rücksicht für ihren Gatten genöthigt sei, jeden Verkehr mit den bürgerlichen Verwandten zu meiden.

Es verging eine lange Zeit, wo die beiden Schwestern, obgleich nur durch wenige Meilen von einander getrennt, sich nicht sahen und auch nur durch fremde Personen von einander hörten, bis vor acht Jahren der Baron von Ringen den Seinen durch einen plötzlichen Tod entrißen wurde. Da gewann Anna's gutes Herz die Oberhand über ihren gekränkten Stolz, sie ließ sich durch nichts zurückhalten und eilte zu ihrer Schwester.

Im ersten Augenblicke hatte es den Anschein, als werde die Geschwisterliebe nun endlich den Sieg davontragen über alle Bedenken und Standesvorurtheile, aber die Anschauungsweise der Schwestern war zu verschieden, um einen innigen Verkehr mit einander zu gestatten.

So sehr sich Ottilie auch bemühte, es zu verdecken, Anna bemerkte doch nur zu bald, daß ihre Schwester noch immer denselben unbegrenzten Hochmuth besaß wie früher, und daß sie sich ihrer bürgerlichen Anverwandten schäme. Als Anna, eine offene, warmherzige Natur, Ottilie zu einer Aussprache nöthigte, erklärte diese, wenn auch zögernd und mit vielen Umschweifen, daß sie allerdings auch jetzt einen vertrauten Umgang mit dem

Fabrikherrn und dessen Familie nicht wünschen könne um ihrer Kinder willen, denen sie die Lebensstellung, in welche sie nun einmal hineingehörten, um jeden Preis sichern müsse.

Anna Stahl schied tief verletzt von ihrer Schwester, aber wenn sie sich auch vornahm, dieselbe nicht mehr aufzusuchen, so lag doch kleinliche Rache ihrem edlen Charakter fern. Ihrer Vermittelung verdankte Ottilie die reichliche Unterstützung, welche ihr von Seiten ihres Schwagers zu Theil wurde.

Die Verwandten blieben sich fern, bis Adolf, kurze Zeit nachdem er aus Dorpat zurückgekehrt war, eines Tages seiner Mama erklärte, er wolle nach Riga fahren, um seinen Onkel und seine Tante Stahl zu besuchen. Allen Einwendungen der Baronin und ihrem entschieden ausgesprochenen Wunsche, den Verkehr mit den bürgerlichen Verwandten nicht wieder anzuknüpfen, zum Troste erklärte Adolf, daß er in dem Alter sei, wo er sich nicht länger am Gängelbände führen lassen würde, daß er sehr wohl wisse, was er zu thun und zu lassen habe und daß übrigens dasjenige, was die Mama verhüten wolle, bereits geschehen sei. Er habe auf seiner Durchreise seinen Onkel in Riga aufgesucht, da er es für seine Pflicht gehalten habe, demselben persönlich für die ihm jahrelang gewährten Mittel zum Studiren zu danken. Daß diese Pflicht ihm erst zum Bewußtsein kam, als er im Theater eine reizende, noch sehr junge Dame erblickte und zufällig von einem neben ihm sitzenden Herrn erfuhr, das schöne Mädchen heiße Ella Stahl, behielt Adolf natürlich für sich.

Der junge Herr fuhr also nach Riga und überbrachte bei seiner Rückkehr der Mama die Aufforderung ihres Schwagers, den Sommer in Majorenhof zu verbringen.

Die Baronin Ringen war Anfangs entschieden dagegen gewesen, diese Einladung anzunehmen, als sie aber die Sache einer genaueren Erwägung unterzog, wurde sie anderer Ansicht. Thuznelde war im vorigen Winter von einer Cousine ihres verstorbenen Vaters,

einer Baronin Hahnenfeld, in die Gesellschaft eingeführt worden und hatte auf den Casinobällen Aufsehen erregt durch ihre Schönheit, also bereits festen Fuß gefaßt in der Lebenssphäre, in welche sie hineingehörte; daher konnte ein Verkehr mit den bürgerlichen Verwandten ihr jetzt keinen Schaden mehr bringen und um so weniger in Majorenhof, wo schon das Strandleben ein so strenges Abscheiden der Stände, wie in Mitau, unmöglich machte.

Was aber doch zuletzt den Ausschlag gab, war der Gedanke, daß durch ihren Aufenthalt in Majorenhof vielleicht das Glück ihres Sohnes begründet werden könne. Es war Ottilie nicht entgangen, daß die Schönheit seiner Cousine einen lebhaften Eindruck auf das für die äußern Reize der Damenwelt sehr empfängliche und leicht entflammte Herz ihres Sohnes gemacht hatte, und sie sagte sich, daß es eigentlich für ihn gar nichts Wünschenswertheres geben könne, als eine reiche Heirath. Daß Ella eine Bürgerliche war, schadete in diesem Falle nichts, da ihr Sohn sie ja durch seine Wahl zur Lebensgefährtin adeln und zur Baronin erheben würde, er dagegen brauchte dann nicht eine untergeordnete Stelle in der Bank einzunehmen; er würde sich mit dem Gelde, welches seine Gattin ihm zubrachte, ein schönes Landgut kaufen können und standesgemäß mit seiner Gemahlin leben.

Wunderbar war es, daß die Baronin Ringen und ihr bürgerlicher Schwager den gleichen Wunsch hegten und daß diesem Wunsche dasselbe Motiv, die Sorge für das Wohl ihrer Kinder, zu Grunde lag.

Ottilie von Ringen bewohnte nun schon seit acht Tagen die für sie bestimmten Zimmer der Villa, welche von der Dienerschaft des Fabrikherrn mit allem möglichen Comfort versehen worden waren. Die Baronin, welche, auch so lange ihr Gatte noch lebte, immer nur an bescheidene Verhältnisse gewöhnt war, da der Baron sein ziemlich bedeutendes, vom Vater ererbtes Vermögen in seiner Jugend fast gänzlich verpraßt hatte und sich und

seine Familie von den Zinsen seines geringen Capitals und dem Gehalt, welchen ihm ein Landesposten eintrug, ernähren mußte, fühlte sich im Hause ihres Schwagers wie in eine neue Welt versetzt und genoß mit innerem Behagen alle Annehmlichkeiten, welche der Reichthum mit sich bringt.

Heute sollte nun Frau Stahl mit ihrer Tochter eintreffen und die Baronin Ringen empfand etwas wie Bedauern bei dem Gedanken, daß jetzt ihre Alleinherrschaft in der Villa ein Ende nehmen mußte, aber dieses Gefühl behielt nur für einen Augenblick die Oberhand in ihrem Herzen, dann brach sich die Freude Bahn, daß sie ihre Schwester wiedersehen und ihre Mächte kennen lernen sollte.

„Adolf! ich denke es ist Zeit, anspannen zu lassen!“ rief sie ihrem Sohne zu, der mit der Mütze in der Hand soeben in's Zimmer trat.

„Ist bereits geschehen, liebe Mama“, versetzte Adolf lachend, „die Equipage steht schon vor der Thüre und Du siehst Deinen Sohn soeben im Begriff, die Tante und die Cousine von der Bahn abzuholen.“

„Fährt Thusnelda nicht mit?“ fragte die Baronin.

„Nein!“ entgegnete Adolf. „Thusnelda will die Ankommenden hier erwarten, da sie fürchtet, der Tante und der Cousine lästig zu fallen und ihnen das Sigen in der Kalesche zu beengen. Sehr bescheiden und rücksichtsvoll“, setzte er spöttlich lachend hinzu, „ich hätte das kaum von meiner gewöhnlich recht anspruchsvollen Schwester erwartet.“

„Adolf!“ sagte die Baronin verweisend, „vergiß nicht, daß Thusnelda kein Kind mehr ist und daß sie, ebenso wie Du, das Recht beanspruchen darf, zu thun oder zu lassen, was ihr gefällt.“

„Mir kann es ja einerlei sein“, erwiderte Adolf, „ich sage Dir nur das Gine, Mama, wenn Thusnelda es der Tante oder der Cousine gegenüber an Rücksicht oder Freundlichkeit fehlen läßt, so hat sie es mit mir zu thun, ich werde das nicht dulden.“

„Da kannst Du ruhig sein, mein Sohn“, meinte die Baronin, „ich kenne meine Tochter und weiß gewiß, daß sie die Regeln der Höflichkeit niemals außer Acht lassen wird.“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber Adolf hatte bereits das Zimmer verlassen. Gilig bestieg er den vor der Veranda harrenden Wagen, lehnte sich in die Polster zurück und rief dem Kutscher zu, er möge recht rasch fahren.

Lange vor der Ankunft des Zuges erreichte Adolf die Bahnhoffstation und ungeduldig promenirte er auf dem Perron auf und nieder, bis endlich ein gellender Pfiff das Nahen der Locomotive anzeigte.

Der Zug hielt. Adolf eilte auf ein Coupé erster Klasse zu und zog grüßend seine Mütze.

„Guten Abend, verehrte Tante! Guten Abend, liebe Cousine!“ rief er. „Wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein?“

Aber Ella war bereits leichtfüßig die Stufen, welche zum Perron führten, hinuntergesprungen.

„Guten Abend, Herr Better!“ sagte sie leicht hin. „Komm, liebe Mama, wie ich sehe, wartet unser Wagen bereits.“

„Darf ich um ihren Gepäckschein bitten, liebe Tante?“

„Ich danke Dir, Adolf!“ versetzte Frau Stahl. „Ich habe den Gepäckschein dem Diener gegeben, welcher uns begleitete; er wird für Alles sorgen. Nun, wie gefällt es Dir hier in Majorenhof?“ fuhr sie fort, indem sie mit Adolf und Ella dem Wagen zuschritt.

„Ausnehmend!“ entgegnete der junge Mann, „das heißt, es war eigentlich bis jetzt ziemlich langweilig.“

„Langweilig?“ fragte Ella und warf dabei dem Better einen halb erstaunten, halb unwilligen Blick zu.

„Sage das nicht zum zweiten Mal, Adolf,“ mahnte Frau Stahl lächelnd, „wenn Du Dir nicht Ella's Feindschaft zuziehen willst. Sie hat eine ganz besondere Vorliebe für unser Strandhaus in Majorenhof.“

„Natürlich! ich finde es ja auch ganz reizend,“ sagte

Adolf ein wenig betreten, „langweilig war es ja auch nur bis jetzt, bis zu diesem Augenblick, wo mir das Glück zu Theil geworden ist, meine schöne Cousine hier in Majorenhof zu begrüßen.“

„Mein Herr Better! ich bin eine abgesagte Feindin von Complimenten, merken Sie sich das ein für alle Male!“ rief Ella und slog leichtfüßig den Andern voraus.

Sie saß bereits im Wagen, als Adolf mit Frau Stahl denselben erreichte, und es blieb dem jungen Manne nichts übrig, als der Tante hineinzuhelfen und sich den Damen gegenüber zu setzen.

Während der Fahrt, welche nicht länger als zehn Minuten dauerte, unterhielt sich Frau Stahl mit ihrem Neffen; Ella schien für nichts Anderes Sinn und Gedanken zu haben, als für den mit Bäumen eingefakten Weg und die kleinen und größeren Strandhäuser, welche rechts und links sichtbar wurden.

Plötzlich sprang sie auf und ließ ihr Schnupftuch hoch in der Luft flattern.

„Sei begrüßt, Du liebes Strandhaus!“ rief sie jubelnd.

Kurze Zeit darauf hielt der Wagen vor der Veranda, auf welcher die Baronin Ringen und Thusnelde die Ankommenden erwarteten.

„Ich heiße Dich willkommen in Deinem eigenen Heim!“ sagte Otilie und reichte der Schwester beide Hände entgegen.

In diesem Augenblicke vergaß Anna Alles, was zwischen ihnen lag, sie sah nur die Schwester vor sich, von der sie jahrelang getrennt gewesen war, und breitete ihr die Arme entgegen.

„Ich freue mich innig, Dich als Gast in meinem Hause zu sehen!“ sagte sie in herzlichem Tone. „Sieh hier, liebe Otilie, das ist meine Ella!“ und sie führte ihre Tochter der Schwester zu.

Ella küßte die Hand der Tante, als sie aber das Köpfehen erhob, zog die Baronin Ringen das liebliche

Mädchen an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Willst Du mich ein wenig lieb haben, mein Kind?“ fragte sie.

„Gewiß, liebe Tante!“ entgegnete Ella warm. „Ich begreife nur nicht, weshalb wir uns heute zum ersten Mal sehen. Warum bist Du nicht schon längst zu uns gekommen?“

„Die Umstände gestatteten es nicht, mein Kind!“ versetzte die Baronin rasch. „Erlaube, liebe Anna“, wandte sie sich darauf zu der Schwester, „daß ich Dir nun auch meine Tochter vorstelle, denn damals, als Du nach dem Tode meines Gatten nach Mitau kamst, war Thusnelda ja noch ein Kind.“

Das junge Mädchen verneigte sich höflich vor der Tante, aber ihre Haltung war dabei eine so reservirte, daß Frau Stahl es für das Beste hielt, den Gruß in gleicher Weise zu erwidern.

„Thusnelda, mein Kind, willst Du nicht Deine Cousine begrüßen?“ fragte die Baronin.

Ella flog auf ihre Cousine zu, blieb aber befremdet vor ihr stehen, als Thusnelda ihr ebenfalls eine Verbeugung machte und ihr darauf in förmlicher Weise die Hand reichte.

„Lassen wir die jungen Mädchen allein, sie werden schon mit einander bekannt werden!“ meinte die Baronin, indem sie ihren Arm in den der Schwester legte und mit ihr in das Haus schritt.

Einen Augenblick standen die Cousinen schweigend neben einander, dann fragte Ella zögernd: „Willst Du nicht mit mir in den Park kommen? ich möchte meine Lieblingsplätzchen besuchen.“

„Ich denke, es ist besser, Du machst diesen Gang allein“, entgegnete Thusnelda kühl, „denn mit Dir zu schwärmen, vermöchte ich doch nicht, da sich für mich keine Erinnerungen an diese Plätzchen knüpfen; ich ziehe es daher vor, hier auf der Veranda zu bleiben und einen angefangenen Roman weiter zu lesen.“

„Nun gut, wie Du willst!“ erwiderte Ella und mit

besflügelten Schritten eilte sie die Stufen der Veranda hinunter dem Park zu.

Thusnelda nahm ihr Buch zur Hand und wollte sich wieder in ihre Lectüre vertiefen, als Adolf, welcher die ganze Zeit über an einen Pfeiler gelehnt dagestanden und seinen blonden Schnurrbart gedreht hatte, rasch auf sie zutrat.

„Warum bist Du so kalt und zurückhaltend gegen Ella?“ fragte er mit unterdrückter Heftigkeit.

„Ich denke, das ist meine Sache und nicht die Deinige, mein Herr Bruder!“ versetzte sie. „Ich vermag es einmal nicht, mein Herz auf der Zunge zu tragen, wie gewisse junge Herren, die augenblicklich Feuer fangen, wenn sie nur ein hübsches Lärvochen erblicken. Zwischen Dir und Deiner Cousine scheint übrigens auch noch ein äußerst förmliches Verhältniß zu bestehen, denn wie ich vorhin, als Du Ella aus dem Wagen helfen wolltest, zu bemerken Gelegenheit hatte, ist Ihr Euch“.

„Das thun wir allerdings“, entgegnete Adolf, „ich konnte doch nicht, als ich meinen ersten Besuch in Riga machte, gleich „Du“ zu der fremden Cousine sagen, und daß es jetzt bei dem Iken bleibt, ist mir ganz recht. Wenn Cousine und Better sich duzen, tritt leicht ein geschwisterliches Verhältniß ein.“

„Und das möchtest Du nicht?“ fragte Thusnelda lachend, „aha, ich verstehe. Unbegreiflich ist mir's übrigens, warum Du hier mit mir schwagest, statt Deiner allerliebsten Cousine nachzulaufen und mit ihr zu schwärmen.“

„Ich weiß ja gar nicht, ob Ella meine Begleitung wünscht!“ versetzte Adolf unschlüssig.

Thusnelda lachte hell auf. „Die Rolle eines blöden Schäfers steht Dir wirklich ganz vortrefflich, lieber Bruder!“ sagte sie spottend. „Schade, daß Dich die hübsche Cousine nicht in diesem Augenblicke sehen kann, Du würdest sofort ihr Herz erobern“.

„Thusnelda!“ rief der Bruder in ärgerlichem Tone,

„Du weißt, daß ich Deinen Spott und Deine Neckereien nicht ertragen kann und will.“

Thusnelda griff, ohne ihm weiter zu antworten, nach ihrem Buche, während Adolf sich besann und erst langsam, dann immer rascher und rascher dem Parke zuschritt.

## II.

Am folgenden Morgen war der Himmel bewölkt und ein leichter Regenschauer rieselte herab.

Ella legte ihren Regenmantel um, zog sich die Kapuze über das Köpfchen und wanderte im Garten umher. Sie schnitt Blumen zu einem Strauß, mit dem sie den Kaffeetisch schmücken wollte. Das junge Mädchen liebte diese Beschäftigung und ließ sich auch durch das unfreundlichste Wetter nicht davon zurückhalten, die Blumen, welche zu ihrem oder dem Schmuck der Zimmer verwandt werden sollten, selbst zu schneiden.

Nun war das Körbchen, welches Ella in der Hand hielt, gefüllt und sie stieg die Stufen, die vom Garten zur Veranda führten, hinan.

Frau Stahl saß bereits, mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, am gedeckten Kaffeetisch und begrüßte ihr Töchterchen mit einem freundlichen Kopfnicken.

Ella warf ihren Regenmantel ab und schüttelte lachend die Regentropfen aus dem braunen Haar. Sie sah lieblich aus, so rosig und frisch wie eine der Rosenknospen, welche sie soeben im Garten gepflückt hatte.

„Guten Morgen, Mama!“ sagte sie und küßte zärtlich die Hand der Mutter.

Diese strich lieblich über das lockige Haar ihrer Tochter. „Wie hast Du geschlafen, mein Liebling,“ fragte sie, „zum ersten Mal wieder hier in Deinem Eldorado?“

„Ganz vortrefflich, Mama!“ versetzte Ella, „wie sollte ich auch anders in dieser köstlichen Stille, und dazu haben wir die Regentropfen, welche auf das kleine Vordach an meinem Schlafzimmer niederrieselten, ein

Schlummerlied gesungen, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Du kannst Dir gar nicht denken, wie ich mich über diesen Regen freue. Die ganze Luft ist von Duft erfüllt und Park und Garten sehen aus, als hätten sie ein Feierkleid angezogen."

Während Ella so sprach, begann sie eifrig ihren Strauß zu ordnen.

Frau Stahl arbeitete eine Weile schweigend, dann fragte sie: „Was sagst Du zu unsern Gästen, mein Kind?"

„Die Tante gefällt mir sehr gut," entgegnete Ella, „aber Thusnelda — ich fürchte, ich werde mich nie mit ihr einleben können, sie ist ja so steif und kalt wie ein Eiszapfen. Und Adolf, ach Mama," schloß sie lachend, „von Adolf weiß ich wirklich gar nichts zu sagen, obgleich ich ihn schon länger kenne, als die Tante und Thusnelda."

„Adolf ist geistig nicht sehr begabt, scheint mir aber viel Herzensgüte zu besitzen!" meinte Frau Stahl.

„Das kann schon sein!" erwiderte Ella. „Ich bin auch ganz geneigt, ihn in Gnaden als Vetter zu acceptiren," setzte sie scherzend hinzu, „wenn er mir nur nicht, wie er es bereits in Riga that, auch hier fortwährend nachlaufen und mir fade Complimente sagen wollte, das finde ich entsetzlich."

Ella war indessen mit dem Ordnen des Straußes fertig geworden. Eben hatte sie eine Vase geholt und dieselbe mit den Blumen auf den Kaffeetisch gestellt, als die Baronin Ringen in Begleitung ihrer Tochter auf der Veranda erschien. Ella's Morgengruß wurde von der Tante freundlich, von Thusnelda wieder in reservirter Weise entgegengenommen.

Während Ella den Kaffee einschenkte und die Schwestern eine Unterhaltung mit einander anknüpften, zog Thusnelda den Strauß zu sich heran und betrachtete ihn aufmerksam.

„Sehr geschmackvoll geordnet," sagte sie, „darin

scheinst Du Meisterin zu sein, Ella. Kannst Du mich nicht auch diese Kunst lehren?"

Ella erröthete vor Freude bei diesem Lobe aus dem Munde der Cousine. „Gern!“ erwiderte sie. „Aber, Thusnelda, woher weißt Du, daß ich den Strauß gebunden habe?“

„Ich sah Dich von meinem Fenster aus im Garten wie einen kleinen Erdgeist herumhuschen,“ versetzte Thusnelda, „und ich muß Dir aufrichtig gestehen, ich bewunderte Dich. Sträuße binden und Kränze flechten, das mag ich wohl, aber mir dazu selbst die Blumen aus dem Garten, noch dazu im stärksten Regen holen, nein, dafür danke ich.“

„Mir macht das gerade Spaß!“ meinte Ella lächelnd.

„Und ich kann den Regen nicht leiden!“ erwiderte Thusnelda. „Er dient nur dazu, um sich die Kleider und die Stiefel zu beschmutzen. Ah! kommst Du auch endlich, Adolf!“ rief sie dem Bruder entgegen, der soeben in einem hellen Sommeranzuge auf die Veranda hinaustrat.

Adolf machte den Damen sein Compliment und wandte sich dann zu Frau Stahl. „Verzeihen Sie, verehrte Tante,“ sagte er, „daß ich erst so spät am Kaffeetisch erscheine, aber ich war der Ansicht, daß man an einem so schauerhaften Regentage, wie der heutige ist, nichts Besseres thun könne, als recht lange schlafen.“

„Da sind wir ja wieder bei dem Gesprächsthema, welches eben durch Dein Erscheinen unterbrochen wurde!“ rief Thusnelda lachend. „Ich bleibe dabei, daß ich mir gar nichts Langweiligeres denken kann, als einen Regentag, besonders am Strande.“

„Wie verschieden doch die Ansichten sind!“ versetzte Frau Stahl. „Meine Ella hat noch vor wenig Augenblicken dem Regen ein Loblied gesungen.“

„Thaten Sie das wirklich, liebe Cousine?“ fragte Adolf, während er behaglich seinen Kaffee schlürfte.

„Gewiß!“ entgegnete Ella. „Wenn wir keinen Regen hätten, müßten ja alle Pflanzen und Bäume in Garten,

Flur und Wald verschmachten und dahinsterven und der Landmann dürfte auf keine Ernte hoffen."

"Natürlich, wenn wir unser Augenmerk auf das Praktische richten, da haben Sie ganz recht, liebe Cousine," sagte Adolf, "aber ich war eben so egoistisch, nur an uns zu denken. Was beginnen wir zum Beispiel an solch einem Regentage, wie der heutige ist?"

"Es giebt ja so Vieles, womit man die Zeit angenehm verbringen kann!" erwiderte Ella. "Musik, Lectüre, interessante Gespräche oder munteres Geplauder."

"Wenn man das Alles aber nicht mag?" wandte Adolf ein.

"Dann, mein lieber Bruder," versetzte Thusnelde lachend, "bleibt natürlich nichts übrig, als sich entschlich zu langweilen, oder zu schlafen. Ich ziehe es indessen vor, Ellas gutem Beispiele zu folgen und dem Regentage seine beste Seite abzugewinnen. Komm, liebe Cousine, laß uns versuchen, ob unsere Stimmen zu einander passen, denn aus den Noten, welche ich auf der Stagere im Saal aufgeschichtet sah, schließe ich, daß Du eine Jüngerin der Tonkunst und des Gesanges bist."

"Ach ja, singt uns etwas vor!" rief die Baronin, welche mit Vergnügen bemerkte, daß Thusnelde sich heute Ella gegenüber umgänglicher und weniger zurückhaltend zeigte als gestern.

Die hellen, jugendfrischen Stimmen der beiden Cousinen paßten wirklich vortrefflich zu einander.

Ottile und Anna setzten sich mit ihrer Handarbeit in den Saal auf ein Sopha, während Adolf ebendasselbst auf und nieder promenirte und Thusnelde und Ella, sobald ein Lied beendet war, ein "Bravo! Süperb!" oder "Ganz reizend" zurief.

Als die jungen Mädchen aber, des Gesanges müde, vierhändig zu spielen begannen, verließ Adolf den Saal und trat hinaus auf die Veranda. Er lehnte sich bequem in einen Lehnstuhl zurück, steckte sich eine Cigarre an und wirbelte den Rauch in die Luft. Die Cigarre

war bald zu Ende geraucht, Adolf warf den Rest fort, summte halblaut die Melodie eines Studentenliedes vor sich hin und trommelte dazu mit den Fingern auf dem Tisch, worauf er gähmend eine Weile seinen dünnen, blonden Schnurrbart drehte.

Endlich sprang er auf und trat an die Stufen heran, welche zum Garten hinunterführten. Der Regen hatte nachgelassen und durch das graue Gewölk brach sich eben ein heller Sonnenstrahl Bahn.

Adolf's Antlitz erheiterte sich. „Dem Himmel sei Dank!“ murmelte er, „es war auch zu langweilig.“

Er sah nach der Uhr, gerade die rechte Zeit, um in's Bad zu gehen.

Nachdem auch die Damenbadestunde vorüber war und man auf der Veranda das Frühstück eingenommen hatte, sagte Thuznelda zu ihrem Bruder: „Adolf, wir fahren zur Bahn, um den Zug ankommen zu sehen, willst Du uns begleiten?“

Adolf war natürlich sogleich dazu bereit und eine Viertelstunde darauf saß er in heiterster Stimmung neben Ella auf dem Rücksitz der eleganten Kalesche seines Onkels. Die Baronin Ringen und ihre Tochter nahmen den Fond ein.

Auf dem Bahnhofe angelangt, besorgte Adolf für sich und die Damen Bilette zur nächsten Station, denn um den allzu großen Zubrang zu vermeiden, war es nicht gestattet, ohne solche den Perron zu betreten. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel herrschte daselbst doch ein reges Leben und Treiben; Adolf zog sein Lognon hervor, um sich die hin und her wogende Majorenhöfer Damenwelt recht genau anzuschauen.

Und nun brauste der Zug heran und hielt vor dem Perron. Alles drängte sich herzu, um die Aussteigenden zu sehen und zu begrüßen.

„Ah! Herr von Hohenbach!“ rief die Baronin einem jungen Manne zu, der eben die Stufen zum Perron hinabstieg. „Wohin geht die Reise? Oder bleiben Sie hier in Majorenhof?“

Der elegant gekleidete junge Mann zog seine Mütze.

„Welch angenehme Ueberraschung, Sie hier zu sehen, meine Damen!“ entgegnete er, während seine Augen auf dem erglühenden Antlitz der schönen Thusnelba ruhten. „Leider kann ich jetzt nicht in Majorenhof bleiben, da ich meine Mutter und meine Geschwister nach Kemmern begleiten muß, aber ich werde mir im Verlauf der Saison das Vergnügen nicht nehmen lassen, Sie, gnädige Frau, in Majorenhof zu besuchen.“

„Das wird uns äußerst angenehm sein, Herr von Hohenbach!“ versetzte die Baronin Ringen zuvorkommend.

„Die Ihrigen befinden sich also im Coupé? Wie gern würde ich Ihre Frau Mutter sehen, fürchte jedoch, daß der Zug nicht lange genug hält, um das zu gestatten.“

Herr von Hohenbach eilte die zum Coupé führenden Stufen wieder hinan. Gleich darauf erschien der Kopf einer alten Dame in dem Rahmen eines geöffneten Fensters und hinter demselben tauchte ein zartes Mädchenantlitz auf.

Die Baronin Ringen und Frau von Hohenbach begrüßten einander.

„Sie werden die Saison in Kemmern verbringen, Frau von Hohenbach?“ fragte Ottilie.

„Ich muß es meiner Gesundheit wegen,“ entgegnete die Dame im Coupé, „obgleich ich eigentlich Kemmern nicht liebe und Gabriele und Victor ebenfalls den andern Badeorten den Vorzug geben.“

„Sie würden mir eine große Freude bereiten, Frau von Hohenbach, wenn Sie mich mit Ihrem Fräulein Tochter und Ihrem Herrn Sohn in Majorenhof besuchen wollten!“ sagte Ottilie.

„Ich danke Ihnen, Frau von Ringen. Meine Tochter und mein Sohn werden Ihre freundliche Aufforderung gewiß sehr gern annehmen, ich selbst möchte aber Kemmern während der Curzeit nicht verlassen, würde mich jedoch ausnehmend freuen, wenn Sie mich mit den Ihrigen besuchen wollten. Wir haben Platz genug, da die von uns gemiethete Villa sehr geräumig ist. Ich

erwarte Sie mit Bestimmtheit, Frau von Ringen, und werde Ihnen mittheilen, wenn wir so weit eingerichtet sind, um liebe Gäste bei uns aufnehmen zu können."

Das zweite Läuten der Glocke unterbrach die Unterhaltung. Die Damen verabschiedeten sich und Victor von Hohenbach, der indessen auf dem Perron mit Thusnelde und Adolf geplaudert hatte, zog noch einmal grüßend seine Mütze und stieg wieder in das Coupé zurück.

"Das war eine angenehme Begegnung!" sagte die Baronin Ringen, als der Zug weitergebraust war und sie wieder an der Seite ihrer Tochter im Fond der Kalesche saß.

Thusnelde sah angeregt und belebt aus und dieser Ausdruck verlieh ihrem schönen Antlitz einen neuen Reiz. Ella blickte bewundernd auf ihre Cousine, für welche sie, seitdem sich Thusnelde ihr gegenüber freundlicher gezeigt hatte, Interesse zu gewinnen begann.

"Es waren Bekannte aus Mitau im Zuge", sagte Ottilie nach zurückgelegter Fahrt zu ihrer Schwester, "die Baronin Hohenbach mit ihrer Familie. Sie fuhren nach Kemmern, wo sie den Sommer verbringen werden. Ich habe den jungen Herrn von Hohenbach aufgefordert, uns im Laufe der Saison mit seiner Schwester zu besuchen. Du hast doch nichts dagegen, liebe Anna?"

"Durchaus nicht!" entgegnete Frau Stahl. "Wir haben ja Raum genug in unserer Villa und Deine Gäste sollen mir jederzeit willkommen sein."

Da das Wetter am Nachmittage wunderschön war, unternahm man einen Spaziergang in den Wald.

"Gehen Sie heute zum Tanzabend in den Horn'schen Saal?" fragte Adolf seine Cousine, während er an ihrer Seite einherschritt.

"Ich möchte erst wissen, was Thusnelde thun wird!" versetzte Ella.

"Auf mich rechnet nicht", entgegnete diese, welche die Frage und die Antwort vernommen hatte, "ich werde

überhaupt hier in Majorenhof die öffentlichen Gesellschaften nicht mitmachen."

"Warum? tanztst Du nicht gern, Thusnelda?" fragte Ella unbefangen.

"Gewiß tanzt sie gern", erwiderte Adolf, noch ehe Thusnelda zu antworten vermochte, "aber nur in Mitau auf den Casino-Bällen; meine liebe Schwester ist sehr exklusiv."

"Ich leugne es nicht", gab Thusnelda zu, indem sie stolz den Kopf erhob, "daß ich die gemischten Gesellschaften nicht liebe."

"Aber hier in Majorenhof haben wir ja sehr gute Gesellschaft!" wandte Ella ein.

"Darüber sind die Ansichten verschieden!" entgegnete Thusnelda in hochfahrendem Tone.

"Meine Tochter hat ganz recht!" mischte sich nun auch Ottilie von Ringen in die Unterhaltung. "Ich kann es ebenfalls nicht wünschen, daß Thusnelda hier in Majorenhof die Gesellschaften mitmacht."

"Ich hoffe, Sie, verehrte Tante, sind anderer Ansicht und gestatten meiner lieben Cousine, den Tanzabend zu besuchen!" wandte sich Adolf nun an Frau Stahl.

"In meiner Begleitung gewiß!" versetzte diese. "Wir finden im Horn'schen Saal gerade die Gesellschaft, welche für uns paßt."

"Und für mich", sagte Adolf lachend, "paßt jede Gesellschaft, wo ich hoffen darf, mich gut zu amüsiren. Also wir gehen heute zum Tanzabend, liebe Tante? Sind sie einverstanden, Cousine Ella?"

Frau Stahl und Ella erklärten sich dazu bereit, und Adolf zeigte sich so recht in seinem Elemente, als er in dem geräumigen Tanzsaal nach den Klängen einer Polka mit seiner Cousine im Arm leicht und gewandt dahinflog.

Adolf war ein ausgezeichnete Tänzer und der Ballsaal eigentlich der Ort, wo er im vortheilhaftesten Lichte erschien. Beim Tanz gewann sein sonst ausdrucksloses

Gesicht Leben und seine blauen Augen strahlten vor Vergnügen.

„Sie tanzen süperb, liebe Cousine!“ sagte er während einer Frangaisetour zu Ella. „Es müßte eine Seligkeit sein, im Tanz mit Ihnen durch's ganze Leben dahinzufliegen.“

„Dafür würde ich mich schönstens bedanken, mein Herr Better!“ entgegnete sie in ruhigem Tone.

„Wie, lieben Sie denn den Tanz nicht?“ fragte er betroffen.

„Ja wohl liebe ich ihn,“ versetzte sie, „aber ich betrachte ihn nur als ein vorübergehendes Vergnügen. Das reale Leben mit seinen Pflichten und Aufgaben nur als Spiel und Tanz anzusehen, vermag ich nicht.“

„Sie haben eine eigenthümliche Art, liebe Cousine“, sagte er etwas verstimmt, „jede ideale und bildliche Ausdrucksweise auf das praktische Leben zurückzuführen. Sie wollen mich nicht verstehen.“

„Und wenn Sie nun das Rechte getroffen hätten? wenn ich das wirklich nicht wollte?“ fragte sie.

„So grausam werden Sie nicht sein, theuerste Cousine!“ rief er pathetisch, „wenn ich Ihnen sage, daß seit dem Augenblicke, wo ich Sie zum ersten Male sah, Ihr holdes Bild mich Tag und Nacht verfolgt hat, daß ich“ — —

„Nicht weiter, mein Herr Better!“ unterbrach Ella den jungen Mann. „Habe ich Ihnen nicht schon gestern gesagt, daß mir alle Schmeicheleien und Complimente zuwider sind?“

„Aber das sind ja gar keine Complimente, ich spreche in vollem Ernst!“ entgegnete Adolf.

„Und ich spreche ebenfalls in vollem Ernst, Better Adolf!“ versetzte Ella in entschiedenem Tone. „Wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen mitten im Tanz davonlaufe, so ändern Sie augenblicklich das Gesprächsthema.“

Adolf machte ein so trostloses Gesicht, daß Ella, theils aus Mitleid mit dem Better, theils um die Aufmerksamkeit der anderen Paare nicht auf sich zu lenken,

von gleichgiltigen Dingen zu sprechen anfing und sie that das in so unbefangener und liebenswürdiger Weise, daß Adolf bald seine heitere Laune wieder fand.

Er nahm sich vor, fortan seiner Cousine gegenüber vorsichtiger zu sein und ihr seine Gefühle nicht eher zu verrathen, bis er ihrer Neigung gewiß sei, denn daß es ihm mit Geduld und Beharrlichkeit doch zuletzt gelingen würde, Elsas Herz zu gewinnen, daran zweifelte er keinen Augenblick; dazu besaß Adolf eine viel zu hohe Meinung von seiner eigenen Persönlichkeit.

Warum sollte auch die kleine bürgerliche Cousine sich nicht in ihren hübschen Vetter verlieben und sich von ihm zur Baronin erheben lassen?

### III.

Am Schluß der Woche traf der Fabrikherr Stahl in Majorenhof ein. Seine Frau, Ella und Adolf holten ihn vom Bahnhofe ab.

Die Baronin Ringen erwartete ihren Schwager im Saal, wo die Vorstellung in förmlicher Weise stattfand. Thusnelde wurde ebenfalls dem Onkel präsentiert.

„Deine Schwester hat mich begrüßt wie eine Königin ihren Vasallen,“ sagte Stahl in ärgerlichem Tone zu seiner Gattin, als diese ihn auf sein Zimmer begleitete, „und mein Fräulein Nichte, die übrigens ein sehr schönes Mädchen ist, machte es nicht viel besser. Was bilden sich denn diese beiden adelstolzen Hungerleiderinnen ein? Meinen sie mir dadurch eine Gnade zu erweisen, daß sie sich in meinem Hause breit machen und es sich wohl sein lassen?“

„Gottward!“ bat Frau Stahl und legte freundlich mahnend die Hand auf die Schulter ihres Gatten, „Du kanntest ja den Stolz meiner Schwester, und nahnst Dir, als Du sie zu uns einludest, vor, diese Schwäche zu übersehen.“

„Das bin ich auch noch immer bereit zu thun, liebes Weib,“ entgegnete Stahl, „aber Deine Schwester darf es nicht zu arg treiben, sie muß nicht ganz und gar

vergessen, daß sie zum größten Theil nur von meiner Gnade lebt.“

Anna that alles Mögliche, um ihren Gatten zu besänftigen, sie brachte es auch dahin, daß er seinen Gästen mit der ihm sonst stets eigenen Freundlichkeit begegnete, konnte es aber doch nicht hindern, daß der Fabrikherr sich mit seiner Schwägerin fortwährend auf dem Kriegsfuß befand und daß beide Theile sich gegenseitig, freilich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, durch kleine versteckte Angriffe und Sticheleien zu verletzen suchten.

Die gutherzige Frau Stahl mußte natürlich immer die Vermittlerin machen und so sehr sie sich auch sonst immer über das Kommen ihres Gatten nach Majorenhof gefreut hatte, athmete sie jetzt doch erleichtert auf, als derselbe am Montag wieder fortfuhr und ihr beim Abschiede scherzend zuflüsterte, er räume jetzt das Feld und werde wohl vor drei Wochen nicht wiederkehren, da auch sein liebes Weib Partei gegen ihn ergriffen habe und es mit seinen Feinden halte.

Dabei küßte und umarmte Stahl seine Anna aber so innig, daß sie wohl die feste Ueberzeugung gewinnen mußte, die Differenzen zwischen ihrer Schwester und ihrem Gatten würden nie im Stande sein, einen Schatten auf ihr eheliches Glück zu werfen.

Am Tage nach der Abreise des Fabrikherrn führte Victor von Hohenbach der Baronin Ringen seine Schwester zu und bat sie, dieselbe für einige Tage bei sich aufzunehmen. Er selbst werde mit einem Freunde, der ihn und Gabriele von Kemmern nach Majorenhof begleitet habe, im Hotel logiren.

Natürlich wurde das junge Mädchen von der Baronin und von Thuisnela, ebenso wie von Frau Stahl und Ella, freundlich und zuvorkommend empfangen, und als Herr von Hohenbach um die Erlaubniß bat, seinen Freund, einen Grafen Werder aus Livland, den Damen vorstellen zu dürfen, bewilligte man ihm dies sofort in liebenswürdigster Weise.

Noch an demselben Vormittage machten die beiden jungen Herren ihre Visite. Der Graf mit den feurig blickenden Augen, dem braunen, lockigen Haar und der schlanken, geschmeidigen Gestalt war jedenfalls hübscher, als sein Freund, doch hatte das von einem blonden Vollbart umrahmte Antlitz des jungen Victor v. Hohenbach, welches den Stempel von Herzesgüte und Begabung trug, ebenfalls etwas sehr Gewinnendes und Einnehmendes.

Gabriele von Hohenbach, eine zarte Blondine, hatte durch ihr anspruchloses, ungekünsteltes Wesen sofort Eilas Herz gewonnen und die beiden jungen Mädchen waren schon nach wenig Stunden des Beisammenseins so vertraut und bekannt, als wenn sie jahrelang mit einander verkehrt hätten.

Frau Stahl empfing die jungen Herren freundlich, die Baronin Ringen dagegen mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit. Auf ihre Aufforderung hin kamen Graf Werder und Herr von Hohenbach am Nachmittage wieder und verbrachten auch den Abend in der Villa.

Die junge Welt musicirte und sang, unternahm allerlei Gesellschaftsspiele und promenirte plaudernd im Park und Garten.

Ella bemerkte zu ihrer nicht geringen Verwunderung, wie Thusnelde in Gabrielens und der jungen Herren Gegenwart eine ganz andere war, als bisher. Sie bildete den Mittelpunkt der Gesellschaft, zeigte sich liebenswürdig gegen Alle und, ganz im Gegensatz zu ihrem sonst reservirten Wesen, war sie überaus lebhaft und unterhaltend. Dabei lag ein so strahlender Ausdruck in ihrem Antlitz, daß ihre Schönheit eigentlich erst jetzt so recht zur Geltung kam.

Ella fand es ganz natürlich, daß der Graf Werder und Herr von Hohenbach eigentlich nur Sinn und Gedanken für ihre schöne Cousine zu haben schienen und es größtentheils Adolf überließen, sich mit Gabriele und ihr zu unterhalten.

Welchem von den beiden jungen Herren, die sich in so auffallender Weise um ihre Gunst bemühten, Thusnelda aber den Vorzug gab, war schwer zu ergründen, da sie gegen beide gleich zuvorkommend und liebenswürdig war.

War es Ella schon aufgefallen, daß Thusneldas Wesen in Gegenwart der fremden Gäste gänzlich verändert war, so fand sie noch mehr Ursache zum Staunen, als diese im Laufe des Abends ganz unbefangen ihrer Mutter gegenüber den Wunsch äußerte, den nächsten Ball, welcher am Sonnabend im Hornschen Saal stattfinden sollte, mitzumachen.

Noch unerklärlicher erschien es jedoch Ella, daß die Tante jetzt gar keine Einwendungen mehr dagegen erhob, sich im Gegentheil sogleich bereit erklärte, noch mit dem Abendzuge einen Brief nach Mitau abzusenden und von dort ein Kleid, welches zum letzten Casinoballe für Thusnelda angefertigt worden war, kommen zu lassen.

Adolf sagte nichts, er machte nur ein sehr erstauntes Gesicht über diese plötzliche Aenderung der Ansichten seiner Schwester und Mutter, nickte darauf mit dem Kopfe und warf Ella einen spöttisch lächelnden Blick zu.

Die drei Tage, welche noch bis zum Ballabend vergehen mußten, entschwanden den jungen Leuten wie im Fluge. Graf Werder und Herr von Hohenbach verbrachten ihre Zeit fast ausschließlich in der Stahl'schen Villa und die Baronin, sowie Thusnelda erschienen unerschöpflich im Ersinnen und Arrangiren immer neuer Amusements und Vergnügungen, mit denen die Stunden des Beisammenseins mit den Gästen ausgefüllt wurden.

Die Toilettenfrage machte den jungen Mädchen wenig zu schaffen. Ella war mit Allem reichlich versorgt, Gabrielens Mutter hatte für den Fall, daß sie in Majorenhof dessen bedürfen könnte, ihrer Tochter ein hellblaues Gaze-Kleid mitgegeben und am Morgen des Tages, an welchem der Ball stattfinden sollte, war

auch Thusnelde's Garderobe angelangt und lag in ihrem Zimmer bereit.

Graf Werder und Herr von Hohenbach verabschiedeten sich bald nach beendeter Mittagstafel von den Damen, um mit Ihnen erst wieder im Ballsaal zusammenzutreffen, und die Baronin Ringen, Frau Stahl, Thusnelde und Gabriele zogen sich in ihre Gemächer zurück, um ein Stündchen zu ruhen.

Ella und Adolf befanden sich allein auf der Veranda.

Das junge Mädchen saß vor einem Tisch, auf welchem Blumen, Gräser und grüne Blätter zierlich geordnet dalagen, und war damit beschäftigt, Kränze zu winden. Adolf hatte an ihrer Seite Platz genommen und schaute zu, wie sich unter ihren kleinen Händen Blätter, Knospen und Blüthen an einander fügten.

„Wie reizend dieser Kranz gewunden ist!“ rief er bewundernd. „Werden Sie ihn heute Abend tragen, liebe Cousine?“

„Rein!“ versetzte Ella, „der Kranz von Centifolien ist für Thusnelde bestimmt und hier die weißen Rosenknospen sind für Fräulein Hohenbach; ich denke, sie werden ihr wunderhübsch stehen.“

„Und Sie, liebe Cousine?“ fragte Adolf gespannt.

„Ich habe mir die Blumen zu meinem Kranze heute Morgen beim Spaziergange gepflückt!“ entgegnete sie lächelnd. „Schauen Sie her, Better Adolf, sind diese Maßliebchen nicht allerliebste?“

„Wie, Feldblumen?“ fragte er. „O, nicht doch, Sie scherzen, liebe Cousine.“

„Ich scherze nicht, Better Adolf,“ erwiderte sie, „und Sie sollen nur sehen, wie hübsch mein Kranz von Maßliebchen aussehen wird, wenn er erst fertig gewunden ist.“

„Wie schade“ sagte er bedauernd, „diese Centifolien würden Ihnen so gut stehen, und sie passen auch viel besser für Sie, als für Thusnelde.“

„Darf ich fragen, warum?“

„Nun weil, weil — aber das ist doch ganz na-

türlich, liebe Cousine, weil Sie viel mehr einer Rose gleichen, als Thusnelda."

"Sie meinen wohl, mein Herr Better," sagte Ella scherzend, "weil eine Centifolie so scharfe und spitze Dornen hat, sähe ich ihr ähnlich?"

"O nicht doch! wie können Sie nur so etwas von mir denken!" vertheidigte sich Adolf. "Es ist wirklich merkwürdig, wie Sie, liebe Cousine, Allem, was ich ausspreche, eine falsche Deutung geben. Natürlich, wenn wir an die Dornen denken, da passen die Centifolien ganz ausgezeichnet für meine Schwester. Ich habe schon oft die spitzen Stacheln gespürt und die beiden jungen Herren, welche meiner Schwester in so auffälliger Weise die Cour schneiden, werden auch nicht, ohne von den Dornen verletzt zu werden, davonkommen, wenigstens einer nicht. Ich finde es, gelinde gesagt, unverantwortlich von Thusnelda, daß sie die beiden schmachtenden Liebhaber gänzlich in Ungewißheit darüber läßt, wem von beiden sie den Vorzug giebt."

"Ich finde das im Gegentheil ganz natürlich, Better Adolf!" versetzte Ella. "Wahrscheinlich ist es bis jetzt noch keinem der beiden Herren gelungen, Thusneldas Neigung zu gewinnen, und in diesem Falle handelt sie ja ganz richtig, wenn sie gleich liebenswürdig gegen beide ist."

"Fehlgeschossen, liebe Cousine!" rief Adolf, "da kenne ich meine Schwester besser. Um sich ein paar Stunden zu amüsiren, oder um einer bloßen Laune willen ändert Thusnelda ihre Ansichten nicht und meine Mama ebenso wenig. Wenn meine Schwester ihren Stolz so weit überwindet, um heute Abend hier den Ball zu besuchen, und Mama nichts dagegen einwendet, so müssen beide triftige Gründe dazu haben. Ich behaupte, Thusnelda hat bereits ihre Wahl getroffen und einer der beiden Courmacher dient nur als Nothnagel, um, wenn der Erwählte sich nicht fangen läßt, den Ausfall zu decken und an seine Stelle zu treten."

"Better Adolf," versetzte Ella unwillig, "wie können

Sie so schlecht von Ihrer Schwester denken, das ist gar nicht hübsch von Ihnen“.

„Hübsch oder nicht,“ entgegnete Adolf, „es ist aber einmal so. Glauben Sie mir, ich würde mich auch gegen Niemand so offen über meine Schwester aussprechen, als nur Ihnen gegenüber. Zu Ihnen, Cousine Ella, habe ich volles Vertrauen. Ich wünschte nur, Thusnelda wäre so vernünftig, Victor den Vorzug zu geben und den Grafen mit langer Nase abziehen zu lassen.“

„Das wünschte ich auch!“ sagte Ella.

„Ihnen gefällt also der Graf Werder ebenso wenig, wie mir?“ fragte Adolf. „Ich bin entzückt über diese Sympathie.“

„Vergessen Sie nicht, Better Adolf, daß, wenn wir auch in diesem einen Falle sympathisiren, wir doch in vielen andern ganz verschiedener Ansicht sind. Denken Sie zum Beispiel an die Maßliebchen.“

„O, was das anbetrifft,“ versetzte Adolf, „erkläre ich mich bereit, meine Meinung zu ändern und die Maßliebchen ganz reizend zu finden, sobald Sie, meine schöne Cousine, dieselben im Haar tragen.“

„Mein Herr Better, Sie wissen —“

„Daß Sie keine Complimente lieben,“ fiel ihr Adolf in's Wort, „allerdings, das weiß ich, aber was ich eben aussprach, war ja gar kein Compliment, das ist ja Wahrheit, auf Ehre, ich versichere Ihnen —“

„Die Kränze sind fertig!“ unterbrach Ella die Rede des Betters, „und es ist die höchste Zeit, daß ich auf mein Zimmer eile, um Toilette zu machen. Auf Wiedersehen, Better Adolf.“

Sie nahm die vollendeten Kränze, machte ihm lachend eine Verbeugung und eilte davon.

Im glänzend erleuchteten Ballsaal fanden sich wenige Stunden darauf die uns bekannten Damen und Herren wieder zusammen. Thusnelda schwebte soeben bei den Klängen eines Walzers im Arm des Grafen durch den Saal. Sie sah wunderschön aus in dem weißen,

lustigen, silberdurchwirkten Gewande mit den Centifolien im dunklen Haar.

Nun führte der Graf seine Dame zu ihrem Platz zurück, ehe er sich jedoch von ihr verabschiedete, neigte er sich zu ihr hinab und flüsterte ihr noch ein paar Worte zu. Sie erröthete und lächelte. Aber schon stand ein anderer Cavalier vor ihr. Jetzt tanzte Thunelba mit Victor von Hohenbach die erste Française und auch ihm lächelte sie zu, auch ihn traf ihr strahlender Blick, während sie mit sprühender Lebhaftigkeit seine geistreichen Bemerkungen erwiderte.

Ella tanzte mit Adolf, Gabriele mit einem jungen Lieutenant, der ihr von dem Tanzdirector vorgestellt worden war.

„Lassen Sie sich sagen, liebe Cousine,“ begann Adolf die Unterhaltung, „daß ich mich für vollständig überwunden erkläre. Die Maßliebchen passen wirklich ganz ausgezeichnet zu Ihrem rosa Gewande. Sie hätten gar keinen hübscheren Haarschmuck für sich wählen können.“

„Die Feldblumen finden also jetzt Gnade vor ihren Augen, Better Adolf?“ fragte sie scherzend.

„Ich glaube, Sie könnten sich Disteln in's Haar stecken und würden dabei doch immer reizend aussehen.“

„Das möchte ich doch nicht versuchen,“ entgegnete Ella lächelnd, „ich würde fürchten, eine Gattung Geschöpfe anzulocken, mit denen ich es nicht gern zu thun habe.“

„Geschöpfe?“ fragte Adolf verwundert, aber dann brach er in ein helles Gelächter aus. „Nun begreife ich!“ sagte er. „Was Sie auch für drollige Einfälle haben, liebe Cousine. Ich glaube, wenn ich immer mit Ihnen zusammen wäre, könnte ich mich niemals langweilen.“

„Thun Sie denn das bisweilen?“ fragte sie.

„O ja, recht häufig!“ gab er ehrlich zu.

„Das beste Mittel gegen die Langeweile ist Arbeit, Better Adolf!“ sagte Ella plötzlich ganz ernst.

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Adolf. „Ich habe bisher immer gedacht, daß Arbeiten gerade das Langweiligste ist, was es in der Welt geben kann.“

„O nicht doch!“ rief Ella eifrig. „Versuchen Sie es nur mit der Arbeit; sie ist es ja gerade, die dem Leben Werth verleiht.“

„Arbeiten Sie denn auch, liebe Cousine?“

„Gewiß!“ versetzte Ella. „Hier in Majorenhof lebe ich freilich nur der Erholung und dem Vergnügen, aber daheim in Riga habe ich meine bestimmten Beschäftigungen.“

Hier unterbrach eine Francaisetour das Gespräch.

In einer Ecke des Saales saß die Baronin Ringen in eleganter Toilette an der Seite ihrer Schwester und mehrerer anderer älterer Damen, welche Frau Stahl von Riga aus kannte und mit denen sie sich sehr angenehm unterhielt. Anna hatte ihre Schwester auch mit diesen Damen bekannt gemacht, aber nachdem die Baronin Ringen einige Höflichkeitsphrasen mit ihren Nachbarinnen gewechselt hatte, zog sie es vor, nicht weiter an dem Gespräch theilzunehmen und lieber Thusnelda und Adolf zu beobachten.

Daß ihre Tochter, noch ehe dieselbe den Ballsaal betrat, alle längeren Tänze an den Grafen Werder, Victor von Hohenbach und Adolf vergeben hatte, wußte sie und konnte daher in dieser Beziehung ganz ruhig sein, denn daß Thusnelda einige Walzer und Polkas mit fremden bürgerlichen Herren tanzte, hatte wenig zu sagen. Mit einem triumphirenden Lächeln bemerkte sie, wie vor dem Beginn der Anglaise sich mehrere Herren um ihre schöne Tochter drängten und wie endlich der stattliche, elegante junge Graf herbeieilte, um sich seine Tänzerin zu holen.

Adolf war nicht so vorsorglich gewesen, wie seine Schwester und zu seinem nicht geringen Mißvergnügen hatte Ella bereits Victor von Hohenbach die Anglaise

zugefagt, als er herbeichaffirte, um seine Cousine um diesen Tanz zu bitten.

„Fräulein von Hohenbach scheint noch nicht engagirt zu sein, Better Adolf“, sagte Ella, als sie seine Bestimmung bemerkte, „und als Sohn des Hauses, in dem Gabriele Gast ist, haben Sie eigentlich die Verpflichtung, die Anglaise mit ihr zu tanzen.“

„So, meinen Sie, liebe Cousine?“ fragte Adolf. „Nun gut, dann will ich diese Pflicht der Höflichkeit erfüllen, aber viel, viel lieber hätte ich doch mit Ihnen getanzt.“

Die Paare ordneten sich und die Baronin Ringen bemerkte zu ihrer nicht geringen Befriedigung, wie der Graf, welcher sich einen Platz am entgegengegesetzten Ende des Saales ausgesucht hatte, sich lebhaft mit seiner Dame unterhielt. Daß Adolf sich seine Tänzerin zur Anglaise hatte entgehen lassen, hielt sie kaum der Beachtung werth, konnte er doch mit Ella täglich und stündlich beisammen sein. Mit Thusnelda war das aber anders, und Ottilie von Ringen's beobachtende Blicke flogen immer und immer wieder hinüber zu ihrer schönen Tochter und dem eleganten Cavalier an ihrer Seite.

Endlich wurde die letzte Tour der Anglaise getanzt.

„Dieser Abend wird mir ewig unvergeßlich bleiben!“ sagte der Graf halblaut zu seiner Tänzerin.

„Auch mir!“ flüsterte sie mit gesenkten Blicken, wobei ihre Hand mit einer Rosenknospe spielte, welche dem Kranze, den sie trug, entglitten war.

„Geben Sie mir die Rose, mein Fräulein!“ bat der Graf mit leidenschaftlich erregter, einschmeichelnder Stimme.

„Die kleine Rosenknospe wird bald verwelkt sein!“ sagte Thusnelda und reichte dem Grafen mit einem zaubernden Lächeln die Blume hin.

Er barg dieselbe in seiner Brusttasche. „Die Rose wird welken,“ flüsterte er so leise, daß nur sie es hören

konnte, „aber die Liebe in meinem Herzen hört nimmer auf.“

Als der Graf seine Tänzerin zu ihrem Plaze zurückgeführt und sie verlassen hatte, suchten und begegneten Thusnelda's Blicke denen ihres zweiten Cavaliers. Victor von Hohenbach stand ganz in ihrer Nähe an einen Pfeiler gelehnt da; eine Wolke von Unmuth lagerte auf seiner Stirn.

Thusnelda erhob sich und that, als wolle sie zu ihrer Mutter gehen, blieb dabei aber, wie zufällig, vor Victor stehen.

„Was fehlt Ihnen, Herr von Hohenbach?“ fragte sie theilnehmend. „Sie sehen verstimmt aus. Hat der heutige Abend Sie nicht befriedigt?“

„Ich verstimmt? Sie irren, mein Fräulein“, versetzte er, „ich bin im Gegentheil in heiterster Laune.“

„Zürnen Sie mir, Herr von Hohenbach“, sagte sie und ihre Stimme hatte einen eigenthümlich weichen Klang, „weil ich Ihrem Freunde die Anglaise zusagte, als er mich früher um dieselbe bat, ehe Sie denselben Wunsch aussprachen?“

Das Antlitz des jungen Mannes erhellte sich. „Wie könnte ich Ihnen zürnen, mein Fräulein“, entgegnete er, „da ich ja ganz allein die Schuld trage. Ich hätte Oskar zuvorkommen müssen.“

„Gewiß mußten Sie das, Herr von Hohenbach!“ versetzte Thusnelda. „Sie hätten vielleicht damit“, setzte sie leiser hinzu, „nicht allein sich einen Dienst geleistet, sondern auch mir.“

„Fräulein von Ringen“, erwiderte er ebenso leise, während ein heller Glückstrahl in seinen Augen aufleuchtete, „haben Sie Dank für diese Worte, die mir endlich Gewißheit geben.“

War es Zufall, daß in diesem Augenblicke wieder eine Knospe dem Kranze entglitt, oder hatten Thusneldas schlanke Finger dieselbe gewaltsam gelöst, genug, die Blume fiel zu Victor von Hohenbachs Füßen nieder. Er bückte sich rasch und hob sie auf.

„Die Rose hier soll mir ein Pfand dafür sein,“ setzte er hinzu, „daß ich nicht geträumt und diesen Augenblick, welcher mich zum Glücklichsten der Sterblichen macht, wirklich erlebt habe.“

Indessen stand Adolf in einer Ecke des Saales und hielt ebenfalls eine Blume in der Hand, ein Maßliebchen. Seine Cousine hatte ihm die Blume nicht gegeben, er fand sie ganz zufällig, auch fiel es ihm nicht ein, dieselbe aufzubewahren, dazu war Adolf eine viel zu prosaische Natur.

Er benutzte das Maßliebchen als Orakel. „Sie liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, über die Maßen, klein wenig, gar nicht!“ murmelte er vor sich hin.

Ein weißes Blättchen nach dem andern fiel zu Boden. Klein wenig! lautete der Orakelspruch.

Mergerlich warf Adolf den entblätterten Kelch der Blume zu Boden und trat mit dem Fuße darauf.

Aber dann lächelte er über seine eigene Heftigkeit. Ein klein wenig war doch besser, als gar nicht und jedes Ding muß doch einmal einen Anfang haben, dachte er. Wenn Ella mir jetzt auch nur ein klein wenig gut ist, kann sie mich doch mit der Zeit von Herzen, ja sogar über die Maßen lieben.

#### IV.

Es war einer jener herrlichen, milden Sommerabende, wie sie gewöhnlich einem sehr heißen Tage folgen.

Die mit zwei feurigen Rappen bespannte Stahl'sche Kalesche hielt vor der Villa und die muthigen Thiere stampften ungeduldig den Boden. Der Kutscher machte eine Tour um den vor der Veranda befindlichen Rasenplatz herum und fuhr dann wieder vor, da er sah, daß Frau Stahl und deren Tochter bereits wartend auf der Treppe standen.

Während ein Diener Frau Stahl in den Wagen half, sprang Ella leichtfüßig hinein.

Auf die Frage des Kutschers, wohin er fahren sollte,

rief ihm seine junge Herrin zu: „Gleichviel wohin, nur recht weit und tief in den Wald hinein.“

„Du brauchst nicht mitzufahren, Janne!“ sagte Frau Stahl zu dem Diener, als sie bemerkte, daß er Miene machte, auf den Bock zu steigen.

Der Wagen rollte davon.

„Weißt Du, Mama,“ mit diesen Worten wandte sich Ella zu Frau Stahl, „ich finde es ganz wunderschön, daß wir jetzt einige Tage allein mit einander verbringen können.“

„Hast Du Dich in der letzten Zeit nicht gut amüßirt, mein Kind?“ fragte Frau Stahl. „Es schien mir doch, als ob Du recht vergnügt warst mit unsern Gästen.“

„Gewiß, Mama,“ versetzte das junge Mädchen, „aber am schönsten ist es doch eigentlich in unserem lieben Strandhause, wenn wir allein sind. Wie schade, daß Papa während der acht Tage, welche die Tante mit Thuseelda und Adolf in Remmern verbringen wird, nicht zu uns kommen kann.“

„Er schrieb mir,“ erwiderte Frau Stahl, „daß dringende Geschäfte ihn gerade jetzt in Riga zurückhielten. „Aber Jakob,“ wandte sie sich plötzlich zum Kutscher, „warum hast Du heute Othello angespannt? Du weißt doch, wie scheu er ist; jöeben hat er einen Sprung zur Seite gemacht.“

„Des schadt nich, gnädge Frau!“ entgegnete der Kutscher in gebrochenem Deutsch. „Nich gut für Tello, wenn immer steht auf Stall. Gnädge Frau können man ruhig sein, ich alt ihm jo fest in And.“

Weiter und weiter ging die Fahrt. Frau Stahl warf, während sie mit Ella plauderte, bisweilen einen besorgten Blick auf Othello, der mit schraubenden Rüstern einhergalopirte und dadurch seinen ruhigen Gefährten ebenfalls zu rascherem Laufe anspornte.

„Laß uns lieber umkehren?“ sagte sie plötzlich zu ihrer Tochter.

„Wie schade,“ versetzte Ella, „es ist ein so köstlicher

Abend, und ich finde die Fahrt durch diesen stillen Wald ganz herrlich."

Der Kutscher wandte sein Antlitz den Damen zu. „Gnädge Frau at jo ganz unnützig Aengsten,“ meinte er, „wenn Jakob sitzt auf Bock, kann jo ruhig sein.“

Aber in diesem Augenblicke tauchte aus einem neben dem Wege befindlichen Graben ein in ein großes Tuch gehülltes Bauerweib mit einem Korbe am Arm auf. Othello that einen so gewaltigen Sprung zur Seite, daß der Wagen nahe daran war, umzufallen und Jakob, der auf einen solchen Stoß nicht vorbereitet war, vom Bock hinunterflog.

Frau Stahl stieß einen lauten Schrei aus, während die Pferde, durch keinen Zügel mehr daran gehindert, in rasendem Laufe dahinjagten und die bedenklich schwankende Kalesche mit sich fortrissen.

Ella versuchte vergebens, die Pferde durch Zurufen zum Stehen zu bringen, und nun saß sie mit schreckensbleichem Antlitz neben der Mutter und hielt diese mit ihren Armen umschlungen.

Den beiden Damen begann fast der Athem zu stocken bei der tollen, rasenden Fahrt; sie erwarteten jeden Augenblick eine Katastrophe, welche ihnen gefahrbringend werden mußte.

Und nun trat diese ein. Ein lauter Krach, der Wagen neigte sich auf die Seite, aber in demselben Augenblicke griff ein starker Arm den Pferden in die Zügel und brachte sie zum Stehen.

Nur mit Mühe hatte Ella durch ein krampfhaftes Anklammern an den Rand der Kalesche sich und die halb ohnmächtige Mutter vor dem Fallen bewahrt, aber nun war ja, dem Himmel sei Dank, alle Gefahr vorüber.

Sie erhob den Kopf und erblickte eine hohe Männergestalt in schwarzem Anzuge, welche vor den noch immer schnaubenden Rossen stand und sie durch Streicheln und freundliches Zureden zu beruhigen suchte.

„Wollen Sie nicht aussteigen, meine Damen?“ fragte der zu so rechter Zeit erschienene Fremde mit tiefer,

klangvoller Stimme. „Leider kann ich Ihnen nicht dabei behilflich sein, da den feurigen Thieren noch immer nicht zu trauen ist.“

Ella sprang aus dem Wagen und half auch der Mutter heraus.

Als Frau Stahl wieder festen Boden unter den Füßen fühlte, brach sie in einen Thränenstrom aus.

„Mama, Du behst ja an allen Gliedern“, sagte Ella besorgt, „sei doch ruhig, nun ist ja, Gott sei Dank, alle Gefahr vorüber. Warte, ich mache Dir sogleich einen Sitz zurecht, wo Du Dich niederlassen und Dich von der ausgestandenen Angst und dem Schrecken erholen kannst.“

Ella holte ein paar Wagenpolster herbei, schichtete sie am Rande des Weges aufeinander und ruhte nicht eher, als bis sie die Mutter so bequem als möglich placirt sah.

Dann trat sie zu dem Fremden, der eben Othello ausgespannt und den Zügel des Pferdes um einen Baumast geschlungen hatte.

„Wie sollen wir Ihnen danken, mein Herr?“ sagte Ella in warmem Tone. — „Sie haben uns aus großer Gefahr errettet.“

„Ich that nur, was die Pflicht der Nächstenliebe von jedem Menschen fordert, und das bedarf gar keines Dankes!“ entgegnete er bescheiden. „Ich preise mich im Gegentheil glücklich, daß es mir vergönnt war, ein paar schutzlose Damen vor einem Unfall zu behüten. Darf ich fragen, was aus Ihrem Kutscher geworden ist, denn ich setze voraus, daß die Damen die muthigen Rosse nicht selbst gelenkt haben!“

„Unser armer Jakob wurde vom Bock geschleudert und hat sich möglicherweise schwer verletzt!“ erwiderte Ella.

„Ich will nur noch das zweite Pferd abspannen, mein Fräulein“, sagte der Fremde, „dann stehe ich zu Ihrer Verfügung und werde mich nach dem Verunglückten umsehen.“

Ella kehrte zu ihrer Mutter zurück, die sich indessen von ihrem Schrecken erholt hatte und ihrer Tochter die Hand entgegenstreckte.

„Mein theures Kind“, sagte Frau Stahl in bewegtem Tone, „wie müssen wir Gott danken, daß er uns so gnädig behütet hat und uns im Augenblicke der größten Gefahr einen Retter sandte. Was mag aber aus dem armen Jakob geworden sein?“

„Wir wollen hoffen, daß er nicht schwer verletzt ist!“ entgegnete Ella.

„Du sprachst bereits mit dem Fremden?“ fragte Frau Stahl. „Warum hast Du den Herrn nicht zu mir geführt, damit auch ich ihm meinen Dank aussprechen kann?“

„Dazu wirst Du sogleich Gelegenheit haben, Mama“, versetzte Ella, „denn, wie ich sehe, ist unser Lebensretter bereits mit dem Abspannen unserer Pferde fertig und kommt eben auf uns zu.“

Frau Stahl erhob sich von ihrem Sitze und reichte dem Fremden, der seine Mütze zog und sich vor ihr verneigte, die Hand.

„Erlauben Sie, daß ich mich den Damen vorstelle“, sagte der junge Mann, „Doctor Löwenthal!“

„Und ich bin die Gattin des Fabrikbesizers Stahl aus Niga und dies hier ist meine Tochter!“

Der Doctor machte den Damen nochmals ein Compliment.

„Wir sind Ihnen zu überaus großem Dank verpflichtet, Herr Doctor, fuhr Frau Stahl fort, „denn wer weiß, was aus uns geworden wäre, wenn Sie uns nicht so thatkräftigen Beistand geleistet hätten.“

„Daß ich dieses thun durfte, sehe ich als ein großes Glück an“, versetzte Löwenthal, „und muß Sie daher bitten, geehrte Frau, mir gegenüber nicht mehr von Dank zu sprechen. Lassen Sie uns lieber überlegen, was jetzt geschehen soll. Wenn Sie mir gestatten wollen, meine Meinung auszusprechen, so schlage

ich vor, daß die Damen ruhig hier bleiben, während ich Ihren verunglückten Kutscher aufsuche."

"Sie würden mir damit eine Last vom Herzen nehmen, Herr Doctor", erwiderte Frau Stahl, "denn ich bin in großen Sorgen um unsern armen Jakob, aber hieße das nicht Ihre Güte und Freundlichkeit mißbrauchen, wenn wir" — —

"Geehrte Frau", fiel der Doctor ihr in die Rede, "ich bitte Sie dringend, davon nicht weiter zu sprechen. Sollte Ihr Kutscher beschädigt sein, so gebietet mir schon meine Berufspflicht, ihm Beistand zu leisten, und wenn er mit heiler Haut davon gekommen ist, um so besser, dann soll er mir helfen, den Wagen nothdürftig wieder in Stand zu setzen, was ich allein zu thun beim besten Willen doch nicht vermöchte. Geschaß der Unfall weit von hier?"

Ehe noch Frau Stahl zu antworten vermochte, ließ sich aus der Ferne ein lauter, weithin schallender Ruf vernehmen.

Ella beantwortete den Ruf in gleicher Weise.

"Das ist Jakob!" rief sie freudig erregt, "er sucht uns." Sie ließ ihr Taschentuch hoch in der Luft flattern.

Gleich darauf wurde in der Ferne eine Gestalt sichtbar, die sich in raschem Laufe näherte.

Nun hatte Jakob die Damen erreicht und warf sich vor Frau Stahl nieder.

"Gnädge Frau", jammerte er, "was at gethan Jakob, daß er at angespannt des Deiwelsdier, dem Tello!"

"Beruhige Dich, Jakob", sagte Frau Stahl freundlich, "wir sind, Gott sei Dank, unversehrt, und ich freue mich, daß auch Du ohne Verletzung davongekommen bist."

"Knochens thun weh", versetzte Jakob, "aber das schadt nich, wenn nur Frau und Freileinchen sind eil geblieben. Aber Kalesch is caput, diese Nackers von Pferde."

"Sie sind gegenwärtig so ruhig, wie die Lämmer!"

meinte Löwenthal. „Kommen Sie nun, lieber Jakob, lassen Sie uns versuchen, ob sich der Wagen so weit in Stand setzen läßt, um denselben nach Hause schaffen zu können.“

Jakob blickte den fremden Herrn verdutzt an.

„Der Herr Doctor hier hat unsere wild gewordenen Pferde aufgehalten“, erklärte ihm Ella, „und uns aus großer Gefahr errettet. Jetzt will der Herr noch die Güte haben, Dir zu helfen.“

Jakob zog seine Mütze. „Danke, danke, liebe Err!“ sagte er.

Der Doctor schritt nun in Begleitung des Kutschers zu dem umgestürzten Wagen und ihren vereinten Kräften gelang es bald, denselben aufzurichten. Glücklicher Weise war die Kalesche selbst nicht beschädigt, nur ein Rad war gebrochen. Diesem Schaden wurde nun freilich in kurzer Zeit mit Hilfe eines Strickes, welchen Jakob vorsorglich immer bei sich trug, nothdürftig abgeholfen, aber daß die Damen in dem gebrechlichen Fuhrwerk nach Majorenhof zurückkehren sollten, erschien doch nicht rathsam.

„Wir gehen zu Fuß!“ erklärte Frau Stahl.

„Wird es nicht zu weit für Dich sein, Mama?“ fragte Ella.

„Wenn Sie erlauben, geehrte Frau, werde ich Sie führen!“ sagte der Doctor.

„Jakob kann die Kalesche nach Hause bringen,“ entschied Frau Stahl, „und uns dann mit dem Strandwagen und den andern Pferden entgegen kommen. Wir gehen so weit, als meine Kräfte reichen, und lagern uns, wenn wir müde sind, am Wege, bis unsere Equipage kommt.“

Der Kutscher hatte indeß die Pferde wieder angespannt und seinen Sitz auf dem Bock eingenommen.

„Fahre nur ja langsam, Jakob,“ rief ihm Frau Stahl nach, „damit das Rad aushält, bis Du nach Hause kommst. Unfertwegen brauchst Du nicht zu eilen, da wir ja unter sichrem Schutze zurückbleiben.“

Nachdem die Equipage den Blicken der Zurückbleibenden entchwunden war, bot der Doctor Frau Stahl seinen Arm.

„Ich denke, wir machen uns nun auch auf den Weg!“ sagte er.

„Wenn ich nicht fürchten müßte, indiscret zu erscheinen,“ begann Frau Stahl die Unterhaltung, während sie an Löwenthal's Arm dahinschritt, „würde ich die Frage an Sie richten, was Sie, Herr Doctor, noch so spät Abends in diesen entlegenen Theil des Waldes geführt hat?“

„Diese Frage will ich Ihnen gern beantworten, geehrte Frau!“ entgegnete Löwenthal lächelnd. „Das herrliche Wetter verlockte mich zu einem Spaziergange, und die Stille und Einsamkeit des Waldes zog mich so an, daß ich mich immer weiter in denselben verlor.“

„Bis unsere wilden Kofse dahergesauft kamen und Sie dazu zwangen, der Ritter zweier Ihnen völlig unbekannter Damen zu werden!“ vollendete Ella scherzend den Satz.

„Mein Fräulein,“ versetzte der Doctor, „für die Ausübung dieser Ritterpflicht bin ich überreich belohnt durch den Genuß, welchen mir das Beisammensein und die Unterhaltung mit Ihnen gewährt. Es wird mir nur selten das Glück zu Theil, meine Gedanken austauschen zu dürfen, besonders mit Damen, deren Geist und Herz gleich gebildet ist.“

Befremdet schaute Ella zu Löwenthal auf.

„Wie sollen wir das verstehen, Herr Doctor?“ fragte sie. „Ist es Ihre Berufspflicht, welche Sie so sehr in Anspruch nimmt, daß Ihnen keine Zeit für die Freuden der Geselligkeit bleibt?“

„Nein!“ erwiderte er, „es sind andere Gründe, welche mich zwingen, der sogenannten guten Gesellschaft fern zu bleiben. Ach, es hat vieler bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen bedurft, um aus dem warmherzigen, rüchhaltlos offenen Knaben, der ich einst war, das zu machen, was ich jetzt bin, einen einsam dastehenden, ver-

schlossenen Mann. Doch wie komme ich dazu, Ihnen gegenüber von mir zu sprechen? Das kann Sie ja ganz und gar nicht interessiren."

"Im Gegentheil, es interessirt uns sehr," entgegnete Frau Stahl, "oder meinen Sie, der Mann, welcher uns aus Lebensgefahr errettet hat, könnte uns ganz gleichgiltig sein? O nein! ich hoffe, daß Sie uns als Ihre Freunde betrachten und uns gestatten werden, das, was Andere an Ihnen verbrochen haben, so viel in unseren Kräften steht, wieder gut zu machen. Wenn Sie sich auch sonst aus der Gesellschaft zurückziehen, zu uns müssen Sie kommen."

Löwenthal führte Frau Stahl's Hand, welche auf seinem Arm ruhte, an seine Lippen. "Ihre Worte thun mir unbefchreiblich wohl, geehrte Frau!" sagte er. "Wenn ich aber dennoch Ihrer freundlichen Aufforderung nicht Folge leiste, nicht wahr, dann werden Sie mir nicht zürnen, sondern glauben, daß der Mann, gegen den Sie so überaus gütig sind, Ihnen nur deshalb fern bleibt, weil wichtige Gründe ihn dazu zwingen."

"Ich erkenne keine Gründe an!" versetzte Frau Stahl lächelnd.

"Bitte, geehrte Frau," sagte Löwenthal ernst, "führen Sie mich nicht länger in Versuchung und lassen Sie mich meinen einsamen Weg gehen. Sollte ich wirklich schwach werden und mich überreden lassen, Sie würden es selbst vielleicht später bedauern."

"Bedauern? Warum?" fragte Frau Stahl.

"Ich würde zu oft kommen."

Frau Stahl lächelte. "Zweifeln Sie an unserer Gastfreundschaft?" fragte sie. "Lassen Sie es doch auf einen Versuch ankommen."

"Ich zweifle weder an Ihrer Gastfreundschaft, noch an Ihrer Liebenswürdigkeit," entgegnete Löwenthal, "ich traue Ihnen im Gegentheil so viel Güte zu, daß Sie, auch wenn wir uns nach dem heutigen Abend nicht mehr wiedersehen sollten, mir ein freundliches Andenken bewahren."

In diesem Augenblicke ließ eine Nachtigall ganz in der Nähe ihr süßes, flötendes Lied erschallen.

Frau Stahl, Ella und Löwenthal blieben stehen und lauschten eine Weile dem lieblichen Gesange, bis die Klänge verstummten.

Dann setzten die drei abendlichen Wanderer ihren Weg fort. Der stille, vom Monde beleuchtete Wald, den Löwenthal ebenso sehr zu lieben schien, wie Ella, bot Anfangs den Stoff zur Unterhaltung, worauf der Doctor von anderen Gegenden und Ländern zu sprechen begann und eine Reise, welche er nach der Schweiz und Italien gemacht hatte, in so fesselnder Weise zu schildern verstand, daß Ella in athemloser Spannung seinen Worten lauschte.

Plötzlich hielt er seine Schritte an.

„Sie werden müde sein, geehrte Frau!“ sagte er.  
„Lassen Sie uns ein wenig ruhen.“

Ganz in der Nähe des Weges hatte der Doctor einen kleinen freien Platz entdeckt, auf welchem sich dicht neben einander zwei Baumstubben befanden. Rasch und gewandt begann Löwenthal dieselben mit Moos zu bekleiden, wobei Ella ihm thätigen Beistand leistete. Dann deckte er seinen Plaid über die improvisirte Bank und lud die Damen zum Sitzen ein; er selbst ließ sich zu ihren Füßen nieder.

Nachdem die kleine Gesellschaft eine halbe Stunde geruht und sich wieder in anregender Weise unterhalten hatte, erschien endlich Jakob mit dem Strandwagen.

Man war nur noch drei Werst von Majorenhof entfernt, daher wurde die letzte Tour im Wagen in einer Viertelstunde zurückgelegt.

Nicht weit vom Horn'schen Hotel rief Löwenthal dem Kutscher zu, er möge halten, und stieg aus.

Als der Doctor sich von Frau Stahl verabschiedet hatte, behielt er Ella's Hand, welche sie ihm hinreichte, einen Augenblick in der seinen und sagte: „Leben Sie wohl, mein Fräulein, und gedenken Sie bisweilen

freundlich des einsamen Mannes, welcher die verflossenen Stunden zu den schönsten seines Lebens zählt.“

Noch einmal zog der Doctor darauf grüßend seine Mütze und wanderte dann dem Hotel zu, während der Strandwagen mit den in demselben befindlichen Damen weiter rollte.

V.

Ella erwachte am folgenden Morgen, nach einer unruhig verbrachten Nacht, früher als sonst.

Daß sie sich in ihren Träumen fortwährend in Lebensgefahr befand und die stattliche Gestalt des Doctors immer als Befreier und Erretter auftrat, erschien ihr nach dem gestern stattgefundenen Ereigniß ganz natürlich.

Das junge Mädchen kleidete sich rasch an und eilte hinaus in den Park, wo sie das verborgenste Ruheplätzchen auffuchte. Sie setzte sich auf die daselbst befindliche Bank und stützte das Köpfcchen auf die Hand.

Ihre Gedanken kehrten zu dem vorhergehenden Abend zurück; sie sah wieder die Pferde in rasender Eile dahinjagen und die hohe Gestalt mit dem dunkel gefärbten, männlich schönen Antlitz vor sich auftauchen. Würde sie dieses Antlitz in Wirklichkeit nie wiedersehen? Nach den Worten, die Löwenthal gestern zu ihr und ihrer Mutter gesprochen hatte, und nach seinem Abschiedsgruß zu urtheilen, mußte sie das fast glauben, aber eine Stimme in ihrem Innern flüsterte ihr zu, daß dies nicht möglich sei.

Warum zog sich denn aber der reichbegabte, lebenswürdige Mann von allen Freunden der Geselligkeit zurück, warum wollte er nicht zu ihnen kommen? Lastete eine Schuld auf ihm?

Ella erschraf vor diesem Gedanken wie vor einem Frevler und wies ihn weit von sich. Nein! Dies edle, offene Antlitz trug zu deutlich den Stempel von Seelenadel, und die dunklen, schwermüthig blickenden Augen sprachen nur von unverschuldeten Kränkungen und schweren Schicksalsschlägen. Aber wenn diese ihn auch veran-

laßten, größere Gesellschaften zu fliehen, so war das noch immer kein Grund, um auch ihrem Hause fern zu bleiben.

Ella sann und sann, und das Geheimnißvolle, welches die Gestalt des Doctors umgab, wob einen eigenthümlichen Zauber um die einnehmende Erscheinung.

Das junge Mädchen erhob sich endlich, machte einen Gang durch den Park und schritt dann der Veranda zu, auf welcher sie ihre Mutter bereits am gedeckten Kaffeetisch sitzend vorfand.

„Guten Morgen, liebes Kind, bist Du schon auf?“ rief ihr Frau Stahl entgegen. „Ich glaubte, Du schliefest noch.“

Ella küßte die Hand der Mutter. „Ich habe bereits einen Spaziergang im Park gemacht!“ sagte sie, „der Morgen ist köstlich. Darf ich den Kaffee einschenken, Mama?“

„Gewiß, mein Kind“, versetzte Frau Stahl, „ich habe nur auf Dich gewartet, denn, wie Du weißt, trinke ich den Morgenkaffee nicht gern ohne mein Töchterchen.“

„Verzeih, Mama“, bat Ella, „ich wußte nicht, daß Du schon auf seist, sonst hätte ich meinen Spaziergang abgefürzt.“

„Thut nichts, mein liebes Kind“, entgegnete Frau Stahl freundlich lächelnd, „hoffentlich schmeckt mir der Kaffee jetzt doppelt so schön und auch Du wirst Dir gewiß von Deinem Morgen Spaziergange guten Appetit mitgebracht haben.“

Eine Weile schwieg Frau Stahl und trank mit Behagen ihren Kaffee, dann sagte sie: „Ich bin doch neugierig, ob der Doctor Löwenthal wirklich nicht zu uns kommen wird? Was meinst Du, Ella?“

„Ich denke, er kommt nicht!“ erwiderte das junge Mädchen und senkte dabei das Antlitz tief auf ihre Kaffeetasse hinab.

„Aber warum?“ fragte Frau Stahl. „So viel ich auch nachdenke, ich vermag keinen Grund zu finden, der seine Weigerung rechtfertigt.“

„Ich auch nicht“, entgegnete Ella, „aber trotzdem“, setzte sie eifrig und mit glühenden Wangen hinzu, „bin ich fest davon überzeugt, daß die Handlungsweise des Doctors eine richtige ist und daß die Beweggründe, welche ihn leiten, guter und edler Art sind.“

„Daran zweifle auch ich durchaus nicht!“ sagte Frau Stahl lächelnd. „Ich bedaure nur, daß der Doctor uns nicht seines Vertrauens in so weit gewürdigt hat, um uns offen die Gründe seiner Weigerung mitzutheilen; dann wäre uns die Möglichkeit geboten worden, dieselben zu widerlegen; wir würden unsern Lebensretter vielleicht schon heute bei uns sehen und uns für den großen Dienst, welchen er uns geleistet hat, dadurch dankbar erweisen, daß wir seine pessimistischen Ansichten bekämpfen.“

Die Unterhaltung wurde hier durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, welcher die Zeitungen brachte. Während Frau Stahl sich in die Lectüre der Tagesblätter vertiefte, ging Ella in den Saal, öffnete den Flügel und begann eine Sonate zu spielen. Dann sang sie ein paar Lieder, holte darauf aus ihrem Zimmer eine Handarbeit und flüchtete mit derselben wieder in den Park.

Stunde um Stunde verrann. Ella sah nach ihrer Uhr; sie zeigte auf zwölf. Es war Zeit in's Bad zu gehen. Sie nahm ihre Handarbeit und schritt wieder dem Hause zu.

Nachdem sie mit der Mutter vom Strande zurückgekehrt war und die beiden Damen gefrühstückt hatten, sagte Frau Stahl zu ihrer Tochter: „Ich schreibe an Papa und werde meinen Brief mit der Nachmittagspost absenden. Willst Du nicht auch ein paar Zeilen beifügen, mein liebes Kind?“

„Gewiß Mama!“ versetzte Ella und eilte auf ihr Zimmer.

Wenige Augenblicke darauf saß sie an ihrem kleinen eleganten Schreibtisch und vertiefte sich so in ihren Brief

an den Vater, daß sie den Eintritt des Stubenmädchens gänzlich überhörte.

„Fräulein! die Frau läßt Sie bitten, in den Saal zu kommen, es ist Besuch da!“ sagte diese.

Ella sprang rasch auf, ein glühendes Roth stieg ihr in die Wangen. „Wie Du mich erschreckt hast, Lina,“ rief sie, „ich hörte Dich gar nicht kommen.“

Sie flog die Treppenstufen hinunter und trat in den Saal. Es waren Bekannte aus Miga, welche Frau Stahl und deren Tochter eine Visite machten, nicht derjenige, von dem Ella am Morgen beim Kaffeetisch gesagt hatte, er würde nicht kommen und den sie dennoch heimlich erwartete.

Man plauderte eine Weile über die diesjährige Badesaison, die Musik, das herrliche Wetter und den letzten Ball, dann empfahlen sich die Gäste wieder.

Nun war endlich der lange Vormittag zu Ende.

„Was beginnen wir heute Abend?“ fragte Frau Stahl ihre Tochter, als dieselbe ihr bei der Mittagstafel gegenüber saß. „Gehen wir zur Musik?“

„O bitte nein, Mama!“ entgegnete Ella. „Aber darf ich Dir vielleicht einen Vorschlag machen?“

„Nun?“ fragte Frau Stahl erwartungsvoll.

„Wir lassen wieder den Strandwagen anspannen,“ versetzte Ella, „fahren in den Wald und nehmen auf dem reizenden Platz, wo wir gestern Abend ausruhten, den Thee ein.“

„Das ist eine hübsche Idee, Ella!“ sagte Frau Stahl. „Janne kann uns begleiten und uns im Walde die Theemaschine aufstellen.“

Nach beendeter Mittagsmahlzeit schloß Ella ihren Brief an den Papa und betheiligte sich darauf mit lebhaftem Interesse an den Vorbereitungen zu dem von ihr geplanten Theeabend im Walde.

Um sechs Uhr Nachmittags standen die wohlverpackten Körbe bereit und die Fahrt konnte angetreten werden.

In heiterster Stimmung saß Ella wenig Minuten

darauf an der Seite ihrer Mutter im Wagen und fuhr dem Walde zu.

„Nicht wahr, liebste Mama,“ fragte sie, „da die Idee, im Walde den Thee einzunehmen, von mir ausgegangen ist, wirst Du mir doch gestatten, dort die Wirthin zu machen und Dich als meinen lieben Gast zu betrachten?“

„Warum nicht, wenn es Dir Freude macht, mein Töchterchen!“ versetzte Frau Stahl.

Die drei Berst waren bald zurückgelegt, aber noch ehe der Wagen hielt, rief Frau Stahl ihrer Tochter zu:

„Ist das nicht unser Doctor, welcher dort auf der improvisirten Moosbank sitzt?“

Ja, er war es; ELLAs scharfes Auge hatte den jungen Mann schon aus der Ferne gesehen und erkannt.

Grüßend trat der Doctor an den Wagen heran und seine dunklen Augen strahlten hell auf, als Frau Stahl und Ella ihm die Hände entgegenreichten.

„Wohin geht die Fahrt, meine Damen?“ fragte er.

„Wir sind bereits am Ziel!“ erwiderte Ella lächelnd; indem sie leichtfüßig aus dem Wagen sprang.

Frau Stahl ließ sich von dem Doctor hinausheifen.

„Wir beabsichtigen nämlich,“ fuhr Ella zu Löwenthal gewendet fort, „hier im Walde auf diesem reizenden Plätzchen unsern Thee einzunehmen, und da ich heute die Wirthin mache, so lade ich Sie in aller Form ein, mein Gast zu sein. Nicht wahr, Herr Doctor, Sie werden mir keinen Storb geben?“ fügte sie mit leiser, bittender Stimme hinzu.

„Wie vermöchte ich das?“ entgegnete er. „Nein, mein Fräulein, Ihnen gegenüber erkläre ich mich für überwunden, und hier in Gottes freier Natur, wo sich als Dach der blaue Himmel über uns wölbt und keine Mauern uns einengen, will ich einmal alle drückenden Fesseln von mir werfen und — glücklich sein!“ fügte er leiser hinzu.

Dabei ruhten seine Augen mit so eigenthümlichem

Ausdruck auf dem jungen Mädchen, daß sie erröthend die ihrigen zu Boden senkte.

Indessen hatte der Diener den Tisch und die Strandstühle, welche von Hause mitgenommen waren, sowie die Körbe vom Wagen gehoben.

Ella ordnete an, daß der Tisch vor die improvisirte Moosbank gestellt werden sollte, und begann darauf die Körbe auszupacken, wobei Löwenthal ihr hilfreich Beistand leistete.

Frau Stahl erklärte lächelnd, daß, da sie heute Ellas Gast sei, sie keinen Finger rühren und sich von ihrer Tochter bedienen lassen werde, für welchen Ausdruck sie von der jungen Wirthin mit einem Handkuß belohnt wurde.

Während Janne im Walde ein Feuer anmachte, eilte Ella geschäftig hin und her.

Bald stand der Theetisch zierlich gedeckt da.

„Nun fehlt nur noch der grüne Schmuck!“ sagte Ella und eilte etwas tiefer in den Wald hinein, um Immergrün und Strickbeerkraut zu holen.

Löwenthal folgte ihr. „Darf ich Sie begleiten und Ihnen helfen, mein Fräulein?“ fragte er.

„Dafür kann ich Ihnen nur danken!“ versetzte Ella. Beide schritten dem Walde zu.

„Nun müssen Sie mir beichten, mein Herr Misanthrop!“ sagte Ella scherzend, während sie Strickbeerkraut zu pflücken begann und Löwenthal ihr dabei half. „Nicht wahr, Sie hegten gestern, als Sie sich von uns verabschiedeten, den Wunsch, uns nicht wieder zu begegnen?“

„Nein, mein Fräulein, diesen Wunsch hegte ich nicht!“ entgegnete Löwenthal. „Es hat mir im Gegentheil keinen geringen Kampf gekostet, mich dazu zu zwingen, der freundlichen Aufforderung Ihrer Frau Mutter nicht Folge zu leisten, und das zu thun, was ich für das Richtige hielt, nämlich so bald als möglich Majorenhof zu verlassen. Als Sie mich hier im Walde antrafen, stand ich eben im Begriff, in's Hotel zurückzukehren.“

Der nächste Zug sollte mich dieser Gegend entführen, denn ich hielt schleunige Flucht für geboten."

"Da kamen wir ja gerade zu rechter Zeit, um den Flüchtling einzufangen", meinte Ella lächelnd. "Nun müssen wir die Stunden des Beisammenseins mit Ihnen gut ausnutzen, um Sie von Ihren pessimistischen Ansichten zu curiren."

"Wenn Sie wüßten, mein Fräulein", erwiderte Löwenthal, "wie gern ich mich von Ihnen heilen lassen und an das Glück, welches eine verlockende Stimme in meinem Innern mir vorspiegelt, glauben möchte!"

Es lag etwas in dem Tone, womit Löwenthal diese Worte aussprach, was Ella erbeben ließ. Sie raffte rasch das gesammelte Strickbeerkraut und die Ranken von Immergrün zusammen und erhob sich aus ihrer gebückten Stellung.

"Wir haben jetzt übergenug, um den Theetisch zu schmücken!" sagte sie. "Sehen Sie nur, Herr Doctor", fuhr sie fort, während sie an Löwenthals Seite dem Platze, wo Frau Stahl saß, wieder zuschritt, "wie hübsch sich das Feuer zwischen den grünen Bäumen ausnimmt. Nicht wahr, solch ein Theeabend im Walde ist herrlich?"

Löwenthal verneigte sich stumm, aber wenn seine Lippen es auch nicht aussprachen, sein glückstrahlendes Antlitz verrieth nur zu deutlich, was er empfand.

Ella schmückte nun den Tisch, auf dem sich bereits die dampfende Theemaschine befand, mit Immergrün und Sträußchen von Strickbeeren.

"Mama, erlaube, daß ich Deinen Stuhl näher rücke!" sagte sie dann. "Herr Doctor, wollen Sie nicht hier auf dieser Moosbank Platz nehmen? Das Göttermahl ist bereit!" fügte sie scherzend hinzu.

Während Ella in liebenswürdigster Weise die Wirthin machte, unterhielt sich der Doctor mit Frau Stahl, dabei ruhten seine dunklen Augen aber, sobald er sich unbeachtet glaubte, auf der anmuthigen Gestalt und dem lieblichen Antlitz des jungen Mädchens.

„Sollten wir jetzt nicht einen Spaziergang unternehmen?“ schlug Frau Stahl vor, nachdem der Thee eingenommen war.

Ella und der Doctor erklärten sich sogleich dazu bereit. Löwenthal bot Frau Stahl seinen Arm.

„Ich denke, wir wählen hier diesen Seitenpfad, welcher tiefer in den Wald hineinführt,“ sagte Ella, „die Bäume bilden hier ein förmliches Dach über unsern Häuptern.“

Weiter plaudernd schritten die drei Spaziergänger vorwärts, bis der Weg sich immer mehr verengte.

„Hier müssen wir umkehren!“ meinte Frau Stahl.

„O nein, Mama“, bat Ella, „laß uns nur noch eine kleine Strecke weiter vordringen, ich bin jetzt neugierig geworden und möchte gern wissen, wohin dieser Fußpfad führt. Am Ende entdecken wir noch hier in dieser Wildniß ein verzaubertes Schloß.“

„Das ist sehr wahrscheinlich!“ entgegnete Frau Stahl lächelnd.

Nach zehn Minuten hatte man wirklich das Ende des Fußpfades erreicht und die Spaziergänger befanden sich auf einem freien grünen Platze, der rings von Bäumen eingefast war. Im Hintergrunde bildeten Birken, Ellern und Tannen eine dicht beschattete Laube.

„Siehst Du, Mama“, rief Ella fröhlich, „wir haben zwar kein verzaubertes Schloß, wohl aber ein reizendes, weltverlorenes Plätzchen aufgefunden. Hierher kommen wir nächstens. Der umgestürzte Baum dort neben der von der Natur gebildeten Laube kann im Nothfalle als Bank dienen. Bitte, nimm Platz, Mama.“

Frau Stahl folgte lächelnd der Aufforderung ihrer Tochter.

„Willst Du uns nicht in diesem grünen Saal ein Lied vorsingen?“ fragte sie, „es müßte sich gut machen.“

Ella war sogleich dazu bereit, sie stimmte das Lied an:

O Thäler weit, o Höhen!

Du schöner, grüner Wald!

Löwenthal stand an einen Baumstamm gelehnt da

und lauschte dem Gesange, der von den jugendfrischen Lippen so hell und lieblich hinausklang in den stillen Wald.

Als sie das Lied beendet hatte, fragte Ella: „Singen Sie nicht, Herr Doctor?“

„Ein wenig!“ erwiderte er. „Das Lied, welches Sie, mein Fräulein, eben sangen, war mir fremd!“ setzte er hinzu.

„So lassen Sie uns eins wählen, welches wir beide kennen.“

„Ich möchte lieber noch ein Lied von Ihnen hören!“ sagte er bittend.

Ella sann einen Augenblick nach, dann sang sie:

Ueber Nacht kommt still das Leid,  
Und bist Du erwacht — o traurige Zeit —

Kein Wort des Lobes kam über Löwenthal's Lippen, als Ella das Lied beendet hatte. „Ich danke Ihnen, mein Fräulein!“ war Alles, was er sagte, aber dabei lag ein feuchter Schimmer in seinen Augen.

Frau Stahl mahnte zum Aufbruch.

„Ja, gehen wir!“ sagte der Doctor. „Ich möchte auch nach diesen beiden Liedern heute Abend kein anderes mehr hören.“

In gehobener Stimmung, unter ernstern Gesprächen wurde der Weg bis zu dem Platze zurückgelegt, wo die Stahl'sche Equipage die kleine Gesellschaft aufnahm.

„Auf Wiedersehn!“ rief Ella dem Doctor zu, als er sich wieder unweit des Horn'schen Hotels von den Damen verabschiedete.

„Auf Wiedersehn!“ wiederholte er und zog grüßend seine Mütze.

## VI.

Ella saß auf der Veranda und stellte Blumen, welche auf dem Tisch vor ihr lagen, in Vasen; dazu sang sie mit heller Stimme:

Ueber Nacht kommt still das Glück  
Und bist Du erwacht — o selig Geschick —

Der düstere Traum ist zerronnen  
Und Freude, Freude gewonnen!

Plötzlich wurde sie in ihrem Gesange durch nahende Männer Schritte unterbrochen. Sie lauschte in athemloser Spannung, die Schritte kamen näher und nun stand er vor ihr, der sehnlich Erwartete.

Ella erhob sich und reichte ihm beide Hände entgegen. „Willkommen!“ sagte sie, es klang fast wie ein Jubelruf.

Als aber Löwenthal sich auf eine der ihm dargereichten kleinen Hände herabneigte und sie an seine Lippen führte, entzog ihm Ella dieselbe rasch und wandte sich wieder ihren Blumen zu, um die Gluth zu verbergen, welche ihr in die Wangen stieg.

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen, Herr Doctor?“ bat sie. „Mama wird auch sogleich kommen, sie ist augenblicklich mit der Führung ihrer Wirthschaftsbücher beschäftigt. Ich denke, es wird Ihnen recht sein,“ fügte sie scherzend hinzu, „wenn ich Ihren ersten Besuch hier auf der Veranda entgegennehme und nicht im Saal, wo die einengenden Mauern wieder ihren Spleen wachrufen könnten. Oder sind Sie nun wirklich ganz geheilt und wollen keinen Fluchtversuch mehr machen?“

„Ich habe es aufgegeben, und erkläre mich, wider meine bessere Einsicht, für gefangen!“ versetzte er, indem er auf einem Sessel an ihrer Seite Platz nahm. „Und wissen Sie, mein Fräulein, was meine letzten Bedenken überwunden und meine Widerstandskraft vollständig gebrochen hat? Das Lied, welches ich gestern von Ihren Lippen vernahm und das mir jetzt wieder, als ich mich Ihrer Villa näherte, so süß verlockend entgegenklang: „Ueber Nacht kommt still das Glück.“

Ich bin entschlossen, den Kampf mit meinem Schicksal aufzunehmen und will versuchen, daran zu glauben, daß auch mir vielleicht noch das Glück lächeln könnte. Und sollte es auch nur ein Traum sein, er ist zauberhaft schön und ich will ihn träumen, bis eine rauhe Hand mich erweckt. Dann nehme ich doch wenigstens eine

holde Erinnerung mit hinüber in meine einsame, farblose Zukunft."

"Wieder pessimistische Gedanken!" sagte Ella lächelnd und erhob scherzhaft drohend den Finger. "Sie sind ja, wie ich sehe, keineswegs hergestellt, mein Herr Patient, und müssen noch in eine strenge Cur genommen werden. Ja, ja, lächeln Sie nur, Herr Doctor, ich verspreche Ihnen, daß die Mittel, welche ich vorschlage, eine raschere Heilung zu Wege bringen werden, als Ihre Mixturen und Pilleu."

"Mein Fräulein, ich bin ganz bereit, mich Ihren Anordnungen zu fügen!" entgegnete er.

"Also hören Sie: Geben Sie sich keinen trüben Gedanken hin und genießen Sie so viel als möglich Waldluft, aber natürlich nur in Begleitung Ihrer Freunde, denn die Einsamkeit ist Ihnen ganz besonders schädlich."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, da Frau Stahl auf die Veranda hinaustrat. Sie begrüßte den Doctor auf das Freundlichste.

Nachdem Löwenthal sich über eine halbe Stunde mit den Damen unterhalten hatte, erhob er sich, um sich zu verabschieden, aber Frau Stahl bat ihn in so lebenswürdiger Weise, doch alle Förmlichkeiten bei Seite zu lassen und mit seinen Freunden das Mittagmahl einzunehmen, daß er sich zurückhalten ließ, und er gab sich auch keine Mühe mehr, zu verbergen, wie gern er es that.

"Sie sehen, mein Fräulein," sagte er mit einem glücklichen Lächeln zu Ella, "ich bin ein gehorsamer Patient, da ich die Einsamkeit fliehe."

"Nun müssen Sie auch noch meine zweite Vorschrift befolgen und am Abend wieder mit uns in den Wald kommen."

Löwenthal verneigte sich stumm.

Wie rasch enteiften Ella an diesem Tage die Stunden. Bei der Mittagstafel wurde lebhaftere Conversation gemacht und da zeigte es sich so recht, wie lebenswürdig

und unterhaltend der Doctor sein konnte. Er hatte viel gelesen und sich eine gründliche wissenschaftliche Bildung angeeignet; dabei besaß er die seltene Gabe, jedem Gespräch eine interessante Wendung zu geben. Was ihn aber in den Augen der Damen in besonders vortheilhaftem Lichte erscheinen ließ, war sein bescheidenes, anspruchsloses Wesen.

Am Nachmittage nahmen Frau Stahl und Ella ihre Handarbeit vor und der Doctor erbot sich, den Damen vorzulesen. Darauf wurde im Park der Kaffee getrunken und am Abend wieder eine Spazierfahrt in den Wald gemacht, welche man diesmal bis zu dem Bläse ausdehnte, wo Löwenthal den Damen als Retter erschienen war.

Beim Abschiede wurde verabredet, daß man am folgenden Tage den grünen Concertsaal, wie Ella scherzend das im Walde aufgefundene Plätzchen nannte, besuchen wolle, und ehe der Doctor sich von den Damen trennte, zog er noch einmal seine Mütze und sagte: „Morgen auf Wiedersehn!“

Aber statt des erwarteten schönen Wetters zogen sich am folgenden Tage graue Wolkenmassen am Himmel zusammen und um die Mittagszeit entlud sich ein starkes Gewitter über Majorenhof, begleitet von einem Wolkenbruch.

Als der Donner ferner und ferner zu rollen begann und der Regen zwar unausgesetzt, aber nicht mehr in Strömen vom Himmel herabrieselte, trat Ella hinaus auf die Veranda und schaute mit einem leichten Seufzer auf die kleinen und größeren Seen, welche sich im Garten gebildet hatten.

In dem durchweichten Erdreich verhallten die Schritte des in einen Gummimantel gehüllten Mannes, welcher sich der Villa näherte, fast unhörbar und Ella schrak leicht zusammen, als die hohe Gestalt die Treppenstufen der Veranda hinanstieg.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein Stahl, ich bin's!“ sagte Löwenthal, während er seinen Mantel abwarf und

grüßend auf Ella zutrat. „Ich konnte die Einsamkeit nicht länger ertragen und da flüchtete ich mich zu Ihnen. Sie hätten den Misanthropen nicht in Ihre Cur nehmen sollen, mein Fräulein.“

Ella reichte dem Doctor mit einem lieblichen Lächeln die Hand hin. „Und warum nicht?“ fragte sie. „Ich kann mich ja nur darüber freuen, daß Sie ein so gehorsamer Patient sind. Es ist wunderhübsch von Ihnen“, fügte sie warm hinzu, „daß Sie in diesem Regen zu uns gekommen sind. Treten Sie ein. Ihre Genesung ist ja nun so weit vorgeschritten, daß Sie die beengenden Mauern unseres Hauses nicht mehr fürchten.“

Im Saal begrüßte Frau Stahl den Gast in herzlicher Weise.

„Geehrte Frau“, sagte Löwenthal, „ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich mich heute, ohne auf eine Einladung von Ihrer Seite zu warten, als Mittagsgast einstelle.“

„Bedarf es denn einer besonderen Einladung unter Freunden?“ fragte Frau Stahl.

„Aber wenn nun der Fall eintritt, vor dem ich Sie gleich beim Beginn unserer Bekanntschaft warnte, wenn ich zu oft komme?“

„Das wird niemals geschehen, Herr Doctor. Sie sind uns jederzeit willkommen.“

Nach aufgehobener Tafel, als Löwenthal mit den Damen gemüthlich plaudernd beisammen saß, wurde ein Brief für Frau Stahl gebracht. Sie öffnete denselben und durchslog ihn.

„Der Brief ist von Deiner Tante!“ sagte sie zu Ella. „Sie schreibt, daß sie mit Thusnelda noch einige Tage länger in Remmern zu bleiben gedenkt, als Anfangs beschlossen war, und bittet mich, ihr mit dem nächsten hier vorübergehenden Zuge einige nothwendige Garderobegegenstände zu senden. Adolf will jedenfalls übermorgen zurückkehren. Ich gehe, um das Gewünschte zusammenzusuchen und es sogleich zur Bahn zu senden.“

Als Frau Stahl das Zimmer verlassen hatte, herrschte einen Augenblick lautlose Stille, dann fragte der Doctor in beklommenem Tone:

„Sie erwarten Besuch, mein Fräulein?“

„Mein Better kehrt übermorgen hierher zurück“, entgegnete Ella, „aber meine Tante, Frau von Ringen, welche den Sommer hier bei uns verbringt und nur zum Besuch nach Kemmern gefahren ist, bleibt mit meiner Cousine, wie Sie selbst eben vernahmen, noch einige Tage länger fort.“

„Dann heißt es also Abschied nehmen!“ sagte der Doctor und seine Augen ruhten mit traurigem, schwermüthigen Ausdruck auf dem jungen Mädchen. „Übermorgen verlasse ich Majorenhof.“

„Fliehen Sie vor meinem Better?“ fragte Ella. „Er ist ein sehr harmloser Mensch.“

„Herr von Ringen ist mir nicht ganz fremd“, versetzte Löwenthal, „wir besuchten zusammen die Universität in Dorpat.“

„Sie kennen Adolf, Herr Doctor, und möchten doch nicht mit ihm zusammentreffen?“

„Nein!“

„Und wohin gehen Sie, wenn Sie Majorenhof verlassen?“ fragte Ella. „Es ist doch wunderbar, wir verbringen nun schon mehrere Tage mit einander und Sie haben uns noch gar nicht gesagt, wo Sie zu Hause sind.“

„Noch besitze ich kein eigenes Heim, denke es mir aber in nächster Zeit zu gründen!“ versetzte Löwenthal. „Ich kam hierher nach Majorenhof, weil ich erfuhr, daß die Gattin des hiesigen Badearztes schwer erkrankt sei, er die Absicht habe, dieselbe in's Ausland zu begleiten, und daher für die diesjährige Saison seine Praxis einem jüngern Collegen, der nicht durch andere Verpflichtungen gebunden sei, abzugeben wünsche. Als ich hierher kam, war der ältere Badearzt abgereist und ein jüngerer hatte seinen Platz bereits eingenommen.“

„Und nun?“ fragte Ella.

„Nun gedente ich mich irgendwo anders niederzulassen, jedenfalls in der Heimath, denn meine Mutter, das einzige mir verwandte Wesen, welches ich noch auf der Welt besitze, hängt mit warmer Liebe an dem Lande, wo einst ihre Wiege stand. Sie ist seit einigen Monaten sehr leidend und ich als Arzt weiß, daß ihr hier auf Erden nur noch eine kurze Lebensfrist vergönnt ist, daher liegt mir daran, sobald als möglich ein eigenes Heim zu besitzen, in das ich meine Mutter führen und wo sie ihre letzten Lebenstage bei ihrem einzigen Sohne verbringen kann.“

„Und Sie werden uns schreiben, wenn es entschieden ist, wo Sie sich niederlassen, nicht wahr, Herr Doctor?“ fragte Ella.

„Wenn ich darf,“ entgegnete er, „und wenn Sie es dann noch wünschen.“

„Mein Herr Patient, ich bemerke wieder Krankheits-symptome!“ sagte Ella. „Können Sie denn gar kein Vertrauen zu uns fassen und daran glauben, daß wir in Wahrheit Ihre Freunde sind?“

„Ich will es ja glauben!“ versetzte der Doctor mit einem hellen Aufleuchten seiner dunkeln Augen. „Ich will nur in der Gegenwart leben und mir die kurze Zeit des Beisammenseins mit Ihnen durch keinen Gedanken an die Zukunft trüben lassen.“

„Nun gut, mein Herr Doctor,“ erwiderte Ella scherzend, „so lassen Sie uns ein anderes Gesprächsthema wählen.“

Bald waren Ella und Löwenthal wieder in eine lebhaft, anregende Conversation vertieft.

Indessen hatte sich das Wetter aufgeklärt, aber es war draußen so naß, daß an keine Fahrt in den Wald zu denken war.

„Die Luft ist herrlich!“ sagte Ella. „Wir können den Thee auf der Veranda einnehmen.“

Der Doctor verbrachte auf Frau Stahl's Einladung den Abend bei den Damen. Wie hätte er auch gehen können, jetzt, wo er wußte, daß die schönen Stunden

des Beisammenseins mit Ella so bald schon ein Ende nehmen sollten.

Als Löwenthal sich um elf Uhr Abends von den Damen verabschiedete, sagte Frau Stahl: „Morgen müssen Sie uns den ganzen Tag schenken, Herr Doctor, es ist ja, wie mir Ella gesagt hat, der letzte, den Sie in Majorenhof verbringen.“

„Wie soll ich Ihnen für Ihre große Güte danken?“ entgegnete Löwenthal und küßte Frau Stahl's Hand.

Der letzte Tag, den Löwenthal in Majorenhof verbringen sollte, war sonnig und klar, und ebenso hell und freudig strahlten Ellas Augen, als der Doctor am Vormittage, noch früher als bisher, in der Villa erschien.

Rasch enteilten die flüchtigen Stunden des Tages und am Abend, nach eingenommenem Nachmittagskaffee, wurde die schon vorher projectirte Fahrt in den Wald unternommen.

„Heute müssen Sie als Sänger in unserm Concertsaal auftreten!“ sagte Ella scherzend.

„Mein erstes Debüt“, versetzte Löwenthal, „und“, fügte er mit einem melancholischen Lächeln hinzu, „zugleich mein letztes Auftreten im grünen Concertsaal“.

Als die kleine Gesellschaft das von ihr aufgefundene Plätzchen im Walde erreicht hatte, ließ sich Ella an ihrer Mutter Seite auf dem umgestürzten Baumstamm nieder und rief Löwenthal zu:

„Nun, mein Herr Sänger, das Publicum ist bereits vollzählig versammelt; Sie können beginnen!“

„Wenn Sie erlauben, singe ich ein einfaches kleines Lied, das ich einmal vor Jahren gehört habe!“ sagte er.

Und Löwenthal sang:

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein,  
Ich grub' es gern in jeden Kieselstein,  
Ich möcht' es sä'n in jedes frische Beet  
Mit Kressensamen, der es schnell verräth,  
Auf jeden leeren Zettel möcht' ich's schreiben:  
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Als das Lied, von einer schönen, kräftigen Bassstimme

vorgetragen, zu Ende gesungen und verhallt war, rief Frau Stahl: „Wir danken Ihnen, Herr Doctor! Ihr Debüt ist gut ausgefallen.“

Ella saß schweigend da und schaute zu Boden. Sie erhob die Augen erst, als Löwenthal auf sie zutrat, aber sie senkte dieselben sofort wieder vor seinem flammenden Blick, und flüsterte nur leise: „Ich danke Ihnen“.

Erst nach einer Weile gewann sie ihre vorige Unbefangenheit wieder und folgte der Aufforderung des Doctors, ein paar Lieder zusammen mit ihm zu singen.

Dann trug Ella auf Löwenthal's Bitte zum Schluß wieder das Lied vor:

Ueber Nacht kommt still das Leid.

Als man sich an diesem Abende trennte, sagte der Doctor: „Morgen komme ich, um Abschied zu nehmen.“

„Aber“, entgegnete Ella zuversichtlich:

„Wenn Menschen auseinandergehen,  
Dann sagen sie: Auf Wiedersehn!“

## VII.

„Dem Himmel sei Dank! da bin ich wieder!“ Mit diesen Worten stieg Adolf von Ringen am folgenden Morgen die zur Veranda führenden Stufen hinan. „Erlauben Sie, daß ich Ihre Hand küsse, verehrte Tante. Ich freue mich ungeheuer, Sie wiederzusehen, liebe Cousine.“

„Komm, setze Dich zu uns, Adolf!“ sagte Frau Stahl. „Du findest uns gerade am Kaffeetisch.“

„Wenn Sie gestatten, theure Tante, genieße ich vorläufig noch nichts,“ entgegnete Adolf. „Ich möchte erst in's Bad gehen, eine solche Erfrischung ist bei der colossalen Hitze, welche wir voraussichtlich heute haben werden, durchaus nothwendig.“

„Wo hast Du Dein Gepäck, Adolf?“ fragte Frau Stahl.

„Ich ließ es auf dem Bahnhofe!“ versetzte der junge Mann. „Mit Ihrer Erlaubniß schicke ich später den

Diener nach. Wie ist es Ihnen während meiner Abwesenheit ergangen, liebe Cousine?"

„Mir?“ fragte Ella. „Sehr gut.“

„Mir dagegen ganz erbärmlich!“ sagte Adolf. „Ich versichere Ihnen, meine Gedanken waren täglich, ja stündlich hier bei Ihnen in Majorenhof. Es war in Kemmern langweilig zum Sterben und wenn ich es nicht für meine Pflicht gehalten hätte, Mama und Thuselnda wieder hierher zurückzubegleiten, ich wäre schon längst davongelaufen. Aber als ich erfuhr, daß meine Damen noch länger in Kemmern bleiben wollten, als Anfangs beabsichtigt war, bedankte ich mich schönstens für das Vergnügen und Mama hatte auch gar nichts dagegen, daß ich mich aus dem Staube machte.“

„Wir erwarteten Sie erst mit dem nächsten Zuge, Better Adolf!“ meinte Ella.

„Was denken Sie, liebe Cousine!“ entgegnete er. „Ich hatte eine solche Sehnsucht, Sie wiederzusehen, daß ich den ersten Zug benutzte, der hierher ging. Ich hätte noch zehn Minuten früher hier sein können, wenn ich nicht auf dem Wege vom Bahnhofe zu Ihrer Villa einen Bekannten aus der Studentenzeit getroffen hätte, das heißt nicht eigentlich einen Bekannten, denn wir verkehrten nicht mit einander, es verkehrte überhaupt Niemand mit ihm. Warum? Weil er ein Jude war, aber ich sage Ihnen, eine äußerst interessante Persönlichkeit, durch und durch ein Gentleman; nicht einmal seine Sprache hatte etwas Jüdisches. Das kam daher, weil sein Vater, der sehr wohlhabend gewesen ist und sich stark zum Christenthum hingeneigt haben soll, seinen Sohn, als er neun Jahre alt war, in eine Pension auf dem Lande gab, wo er unter lauter deutschen Knaben aufwuchs. Doch was ich sagen wollte, ich traf also diesen Doctor Löwenthal und sprach ein paar Worte mit ihm.“

„Wie, Doctor Löwenthal ist ein Jude?“ fragte Frau Stahl sehr unangenehm überrascht.

„Das heißt, verehrte Tante,“ entgegnete Adolf, „er

war es. Nachdem er sein Examen glänzend absolvirt hatte, ging der junge, neugebackene Doctor in's Ausland und ließ sich dort taufen. Kennen Sie Löwenthal, theure Tante? Oder, verzeihen Sie, die Frage war nicht richtig gestellt, denn von einer Bekanntschaft kann in diesem Falle ja gar nicht die Rede sein, haben Sie den Mann gesehen?"

"Ja, wir sind mit dem Doctor Löwenthal zusammengetroffen und durch einen Zufall bekannt geworden!" versetzte Frau Stahl.

"So?" erwiderte Adolf. "Natürlich wußten Sie nicht, daß er ein Jude war, denn er selbst wird es Ihnen wohlweislich nicht gesagt haben und anmerken kann man es ihm, wie schon gesagt, durchaus nicht. Er hat im Gegentheil etwas sehr Feines und Nobles in seinem Wesen. Nachdem er im Auslande gewesen ist, tritt das noch mehr hervor, als früher, nur der dunkle Teint und die schwarzen Augen erinnern an die mosaïsche Abkunft. Aber was fehlt Ihnen, meine liebe Cousine? Fühlen Sie sich unwohl? Sie sehen so bleich aus."

"Es ist nichts," entgegnete Ella, indem sie mühsam nach Fassung rang, "nur die Hitze."

"Solltest Du nicht auf Dein Zimmer gehen und Dich etwas niederlegen, mein Kind?" fragte Frau Stahl.

"Nein, Mama, ich bedarf nur frischer Luft!" versetzte Ella. "Ich will in den Park gehen, dort wird mir besser werden."

"Soll ich Sie nicht begleiten, liebe Cousine?" fragte Adolf

"Wenn Du noch vor der zu erwartenden Hitze ein Bad nehmen willst, ist es die höchste Zeit für Dich!" mahnte Frau Stahl.

"Ja, da haben Sie Recht, liebe Tante!" sagte Adolf. "Hoffentlich geht das Unwohlsein bald vorüber und ich finde Cousine Ella wieder ganz gesund, wenn ich wiederkehre. Also auf Wiedersehen, meine Damen."

Frau Stahl athmete auf, als Adolf sich entfernt hatte; sie wollte ihrer Tochter folgen, die mit besflügel-

ten Schritten dem Park zueilte, aber als sie die Stufen der Veranda hinabschritt, trat ihr eine von Riga aus befreundete Dame entgegen, die ihr einen Morgenbesuch zugebracht hatte.

Was blieb Frau Stahl anders übrig, als mit ihrem Gaste umzukehren und diesen in den Saal zu geleiten.

Indessen hatte Ella den Park erreicht und sich auf einer versteckt liegenden Bank niedergelassen, während ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft machte.

Wer die Macht des blinden Vorurtheils kennt, welches man in unseren Ostseeprovinzen gegen jedes Glied des jüdischen Volkes hegt, dieses Volkes, welches einst so hoch stand und nun die eigene Schuld so schwer büßen muß; wer da weiß, daß dieses Vorurtheil sich leider auch auf alle diejenigen ausdehnt, welche ihren Irrthum einsehen und Christen werden, der wird begreifen, was in Ella Seele vorging.

Die widerstreitendsten Gefühle durchwogten ihre Brust. Gebränkte Eitelkeit und der Gedanke, daß sie Löwenthal Dank schuldete, Empörung darüber, daß er, der jüdischer Abstammung war, es gewagt hatte, sich ihr in vertraulicher Weise zu nähern, und ein namenloser Schmerz kämpften in ihrem Innern um die Herrschaft. Und ehe sie noch mit sich selbst im Klaren darüber war, ob sie ihn noch einmal wiedersehen, wie sie ihm begegnen und und was sie ihm sagen sollte, stand er schon vor ihr.

„Fräulein Stahl“, sagte Löwenthal mit leidenschaftlich erregter Stimme, „ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Ihre Frau Mutter hat Besuch und da ging ich nicht zu ihr hinein, sondern flüchtete mich in den Park; eine Ahnung sagte mir, daß ich Sie hier treffen würde.“

Da erhob sie die thränenumflorten Augen zu ihm, und in diesem Augenblicke wurde es ihm klar, daß der Traum zu Ende war und es vorbei sei mit allem Glück.

„Sie wissen, wer ich bin?“ fragte er, während seine Augen forschend auf ihr ruhten.

„Ja!“ hauchte sie leise.

„Ich konnte es mir denken“, sagte er und preßte schmerzlich die Lippen zusammen, „da ich vorhin ihrem Better begegnete“.

„O, warum haben Sie geschwiegen? Warum haben Sie es uns nicht gleich gesagt?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Ich bekenne mich schuldig, mein Fräulein,“ entgegnete er, „aber wenn Sie wüßten, was es heißt, überall Kränkungen und Zurücksetzungen erfahren nur um seiner Abstammung willen, ausgeschlossen zu sein aus den Kreisen, zu denen man sich durch Glauben, Stand und Bildung berechtigt halten darf, Sie würden vielleicht begreifen, warum ich schwieg. Ach, in Deutschland war das anders, aber ich mußte ja, um meiner kranken Mutter willen, zurückkehren in die Heimath. Sie hatte mir geflucht und mich von ihrem Angesichte verbannt, weil ich Christ wurde, aber als sie sich schwach und krank zu fühlen begann, da konnte sie die Trennung von ihrem einzigen Sohne nicht länger ertragen, sie rief mich zurück und verwandelte ihren Fluch in Segen, als ich ihr gelobte, sie nicht wieder zu verlassen und fortan mit ihr in der Heimath zu leben, in dieser Heimath, wo ein blindes Vorurtheil die Geister gefangen hält. Ueberall verlegt und zurückgewiesen, zog ich mich von allem geselligen Verkehr zurück und wurde der einsame, verschlossene Mann, als den Sie mich kennen lernten. Den Widerwärtigkeiten des Lebens gegenüber war meine Kraft gestählt, aber ich hatte das Glück noch nie gekostet. Und nun trat es an mich heran in so holder Gestalt, mit seinem ganzen verlockenden Zauber. Ich durfte Ihnen und Ihrer Frau Mutter einen kleinen Dienst leisten und Sie kamen mir zum Dank dafür mit einer Güte und Liebenswürdigkeit entgegen, welche dem einsamen Manne mehr wohl that, als ich in Worten auszusprechen vermag. Wenn ich Ihnen damals nur meinen Namen nannte, beging ich keine Täuschung; ich meinte ja, wir wären nur Wanderer, die sich auf dem Wege flüchtig begegneten. Aber, Sie

haben Recht, mein Fräulein, als Ihre Frau Mutter mich in so freundlicher Weise einlud, Sie zu besuchen, da mußte ich ihr den Grund meiner Weigerung sagen, mußte ihr bekennen, aus welchem Stamm ich entsprossen sei. Wenn ich es nicht that, so geschah das, weil ich ja fest entschlossen war, nicht zu kommen, und weil ich es für kein Unrecht hielt, in Ihrer Erinnerung nur als Doctor Löwenthal fortzuleben. — Ich wollte fliehen, aber da sah ich Sie wieder, Fräulein Stahl, und es war vorbei mit meiner Widerstandskraft. Nun trat der Versucher an mich heran und flüsterte mir zu, daß es eine Liebe geben könne, welche stark genug sei, um auch die Macht eines blinden Vorurtheils zu brechen, und ich wagte zu hoffen, daß, wenn es mir gelänge, Ella Stahl-Heiz zu gewinnen, sie hochherzig genug sein könnte, zu vergessen, daß ich einst Jude war, und in mir nur den Mann zu sehen, welcher aus voller Ueberzeugung Christ wurde, der ihr an Bildung gleich steht und der sie so unbeschreiblich liebt, daß er sein Leben mit Freuden dahingeben könnte, um sie glücklich zu sehen."

Löwenthal hatte die letzten Worte mit vor Erregung bebender Stimme gesprochen. Er schwieg einen Augenblick, als müsse er eine Antwort von Ella erwarten, aber sie hielt den Kopf tief gesenkt und ihre Lippen blieben fest geschlossen.

"Der Traum ist vorbei", fuhr Löwenthal fort, "und ich weiß nun, daß ich dazu verurtheilt bin, einsam zu bleiben, denn ein Mann wie ich liebt nur einmal im Leben. Ich habe bereits viel Bitteres erfahren, aber diese Täuschung ist schwerer zu tragen als Alles, was ich bisher durchkämpft und erlitten habe. Und dennoch, wenn ich die letzten Tage aus meinem Gedächtniß streichen könnte, ich wollte es nicht. Ich nehme sie als süße Erinnerung mit hinüber in meine einsame Zukunft und will daran zehren mein Leben lang. Lassen Sie mich nun Abschied nehmen, Fräulein Stahl. Leben Sie wohl", fügte er mit tiefer Bewegung und fast er-

löschender Stimme hinzu, „möge Gott Ihnen alles Glück gewähren, daß mein Herz für Sie ersehnt.“

Nun erhob Ella die Augen, sie wollte dem Doctor zum Abschiede die Hand hinreichen, aber er sah es nicht mehr. Gesenkten Hauptes, ohne sich noch einmal umzuschauen, schritt er dem Ausgange des Parkes zu.

Da schnellte Ella von ihrem Sitz empor. Sie wollte ihm nacheilen, ihn zurückrufen, aber sie ließ den schon erhobenen Fuß wieder sinken und ihre Lippen blieben fest geschlossen, nur ihre Augen folgten der hohen Männergestalt, bis sie zwischen den grünen Bäumen verschwand.

Laut aufschluchzend sank Ella auf die Bank zurück. Eine Weile gab sie sich rückhaltlos ihrem Schmerze hin, aber dann stieg der Gedanke in ihr auf, daß Adolf aus dem Bade zurückkehren und sie hier auffuchen könne. Nein, nur das nicht! Wie ein gezeichnetes Reh floh sie dem Hause wieder zu.

Als sie die Veranda betrat, vernahm sie im Saal die Stimme der Dame, welche noch immer als Gast bei ihrer Mutter weilte. Sie eilte die Treppenstufen wieder hinab und schlich sich durch die Hintertür in das Haus und in ihr Zimmer.

Sie warf sich auf ihr Bett und preßte ihr Taschentuch vor die Augen.

Wie lange sie so dagelegen hatte, mit einem dumpfen Gefühl von Schmerz im Herzen, während die verschiedenartigsten Gedanken ihr durch den Kopf flutheten, wußte sie selbst nicht. Endlich wurde die Thür leise geöffnet und Frau Stahl trat ein.

Sie beugte sich zu Ella hinab. „Mein süßes Kind! Mein Liebling!“ flüsterte sie.

Da richtete sich das junge Mädchen auf, schlang die Arme um den Hals der Mutter und weinte sich aus an dem treuen Herzen.

„Beruhige Dich, meine Ella!“ sagte Frau Stahl zärtlich. „Nicht wahr, mein Kind, Du möchtest ihn

nicht wiedersehen? Ich habe angeordnet, daß man mich ruft, sobald er kommt."

"Er kommt nicht mehr!" rief Ella in leidenschaftlich erregtem Tone. "Niemals! niemals!"

"Du hast ihn gesehen, meine Tochter?" fragte Frau Stahl.

"Er war bei mir im Park," versetzte Ella, "und, o Mama, es hätte einen Kieselstein erbarmen müssen, wie er zu mir sprach, aber ich entgegnete ihm kein freundliches Wort, ich schaute ihn nicht einmal an, und so ging er von mir."

"Aber was konntest Du denn anders thun, mein armes Kind?" fragte Frau Stahl.

"Ich hätte ihn nicht fortlassen sollen, so nicht."

"Aber was sollte daraus werden, wenn Du ihn zurückgerufen hättest?"

"Ich weiß nicht, Mama, ich fühle nur, daß ich ihm bitteres Unrecht zugefügt habe und daß ich den Gedanken daran nie loswerden, mich nie darüber zufrieden geben werde."

"So denkst Du jetzt, mein Kind, wo Du noch unter dem Eindruck des eben Erlebten stehst!" erwiderte Frau Stahl. "Du wirst mit der Zeit ruhiger werden und vergessen lernen."

"Vergessen, daß ich einen Mann, der mir nie etwas zu Leide that, der uns im Gegentheil das Leben gerettet hat, unglücklich gemacht, daß ich sein Herz mit Füßen getreten habe? Niemals."

"Löwenthal ist ein Mann, er wird es überwinden!" sagte Frau Stahl.

"Er wird es tragen, Mama, aber überwinden niemals, und ich werde das auch nicht."

Frau Stahl hielt es für das Beste, mit Ella jetzt nicht weiter über diese Sache zu reden, sie versuchte nur, das aufgeregte Gemüth ihrer Tochter durch sanfte Liebkosungen und milde Trostworte zu beruhigen und dieses schien ihr auch mit der Zeit zu gelingen. Ellas

Thränen versiegeten und sie bat die Mutter, sie möge sie nun verlassen und zu Adolf hinuntergehen.

„Bitte, sage ihm, liebste Mama, daß ich mich unwohl fühle und heute auf meinem Zimmer bleiben möchte!“ bat Ella.

Adolf spazierte ungeduldig, die Melodie eines Studentenliedes vor sich hinsummend, im Saal auf und nieder, als Frau Stahl eintrat.

„Nun?“ rief er der Tante erwartungsvoll entgegen.

„Ella fühlt sich recht unwohl und hat sich in's Bett gelegt!“ versetzte Frau Stahl.

„So schicken Sie doch zum Arzt, liebe Tante.“

„Das möchte Ella nicht.“

„Aber ich begreife nicht, wie man, wenn man krank ist, keinen Arzt haben mag!“ erwiderte Adolf.

„Hoffentlich geht das Unwohlsein bald vorüber!“ meinte Frau Stahl. „Wir werden ja morgen sehen.“

Adolf griff nach einem Album, welches auf einem Tischchen lag, und durchblätterte dasselbe; dann trat er hinaus auf die Veranda und zündete sich eine Cigarre an.

„Neußerst fatal!“ murmelte er vor sich hin. „Hätte ich das gewußt, wäre ich doch lieber in Remmern geblieben. Wenn es nur keine schwere Krankheit wird, am Ende gar eine ansteckende, das wäre entsetzlich.“

Langsam schlichen die Stunden für Adolf dahin; er meinte, sich noch nie in seinem Leben so gelangweilt zu haben wie an diesem Tage. Frau Stahl war auch so einsilbig und wenig aufgelegt zu einer Unterhaltung.

Von Zeit zu Zeit ging sie hinauf zu Ella, was Adolf ganz natürlich fand, es war nur äußerst unangenehm, daß er dann ganz allein blieb und gar nicht wußte, was er anfangen sollte.

Am Nachmittage machte die Tante Adolf den Vorschlag, er möge doch zur Musik gehen und am Abend den Ball besuchen.

„Aber liebe Tante, was denken Sie von mir?“ versetzte Adolf. „Ich werde doch nicht tanzen, wenn Cousine Ella krank ist.“

„Aber es ist ja nur ein leichtes Unwohlsein“, sagte Frau Stahl, „und Ella selbst wird gewiß nicht wünschen, daß Du deshalb zu Hause bleibst, sondern es gerne sehen, wenn Du an dem heutigen, für Dich so langweiligen Tage ein paar Stunden angenehm verbringst.“

„Wenn Sie meinen, verehrte Tante“, erwiderte Adolf, „daß ich den Ball besuchen darf, ohne daß Cousine Ella mir dieses für Theilnahmlosigkeit auslegt, dann will ich Ihrem Rathe folgen, erst die Musik anhören und dann in den Hornschen Saal gehen.“

Frau Stahl athmete erleichtert auf, als Adolf die Villa verlassen hatte; sie vermochte Ella durch freundliches Zureden dazu, hinunter zu kommen und einen Spaziergang im Park mit ihr zu machen.

Als die beiden Damen von demselben zurückkehrten, fand Frau Stahl einen Brief vor, den ein Bote aus dem Hornschen Hotel für sie gebracht hatte.

Das Stubenmädchen, welches ihrer Herrin das Schreiben übergab, fügte hinzu, der Hoteldiener hätte gesagt, der Herr Doctor sei schon am Vormittage abgereist, habe ihm aber die Weisung ertheilt, den Brief erst am Abend in der Stahl'schen Villa abzugeben.

Frau Stahl öffnete das Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen, in denen Löwenthal ihr gegenüber in warmen, herzlichen Worten seinen Dank für die in ihrem Hause genossene Güte und Freundlichkeit aussprach. Die Unterschrift lautete: Max Löwenthal.

Nachdem Frau Stahl den Brief durchflogen hatte, wollte sie ihn in der Tasche ihres Kleides verbergen, aber Ella streckte bittend die Hand aus.

„Von ihm!“ sagte sie. „O liebe Mama, laß mich lesen, was er geschrieben hat.“

Ellas Augen ruhten viel länger, als zu dem Durchlesen der wenigen Zeilen erforderlich war, auf den von einer festen Männerhand geschriebenen Abschiedsworten, dann reichte sie schweigend der Mutter den Brief wieder hin.

Als das junge Mädchen darauf erklärte, daß sie sich

sehr müde fühle, begleitete Frau Stahl Ella wieder hinauf in ihr Zimmer und half ihr, sich entkleiden.

„Schlaf wohl, mein Herzenskind, Gott behüte Dich!“ sagte sie und drückte einen innigen Kuß auf die bleiche Stirn ihrer Tochter.

Aber der Schlaf, dieser Freund und Tröster aller Betrübten, floh heute Ellas Lager und erst gegen Morgen versank sie in einen unruhigen, von beängstigenden Träumen unterbrochenen Schlummer.

### VIII.

Vier Tage darauf kehrte die Baronin Ringen mit Thuznelda nach Majorenhof zurück.

„Was ist mit Ella?“ fragte Ottilie ihren Sohn, als sie sich nach aufgehobener Mittagstafel von ihm in den Park führen ließ. „Ich finde sie merkwürdig verändert.“

„Sie ist krank,“ entgegnete Adolf in mißvergnügtem Tone, „das liegt ja klar am Tage, aber wunderbarer Weise will sie das nicht zugestehen und weigert sich ganz entschieden, mit einem Arzt über ihr Unwohlsein zu sprechen. Ich hätte gar nicht gedacht, daß meine kleine, allerliebste Cousine so eigensinnig sein könnte. Ich wundere mich nur über die Tante und kann ihre Sorglosigkeit in dieser Hinsicht gar nicht begreifen. Sie behauptet nämlich ebenfalls, daß Ella gar nicht krank sei, nur etwas müde und angegriffen. Ich bitte Dich, Mama, nicht krank, aber warum sieht sie denn so entsetzlich bleich aus und hat so tiefe Schatten unter den Augen?“

„Solltest Du nicht Ella bitten, daß sie Dir den Gefallen thut und einen Arzt kommen läßt?“ fragte die Baronin. „Wie mir schien, wart Ihr doch ganz gute Freunde.“

„Ja, das waren wir,“ versetzte Adolf, „aber seit ich aus Kemmern zurückgekehrt bin, ist Ella wie umgewandelt. So still und einsilbig; ich glaube, sie hat in den vier Tagen, die seitdem verflossen sind, kaum

zwanzig Worte mit mir gesprochen, und gelacht hat sie nicht ein einziges Mal."

„Habt Ihr nicht am Ende etwas mit einander vorgehabt?“ fragte Frau von Ringen.

„Cousine Ella und ich? Nicht das Mindeste!“ erwiderte Adolf. „Als ich damals vom Bahnhofe kam und Ella begrüßte, erschien sie mir im ersten Augenblicke ganz unverändert, aber gleich darauf, während ich mit ihr und der Tante sprach, bemerkte ich, wie sie freideuß wurde und sich nur mit Mühe aufrecht hielt. Sie ging erst in den Park, um sich zu erfrischen, später auf ihr Zimmer und hat dort den ganzen Tag im Bett verbracht.“

„Dann ist sie ja natürlich krank!“ sagte Frau von Ringen. „Ich werde mit meiner Schwester sprechen und ihr zureden, doch ja den Arzt kommen zu lassen.“

Indessen saßen die beiden Cousinen neben einander auf der Veranda.

Thusnela, die strahlender denn je ausah, erzählte mit großer Lebhaftigkeit von den in Remmern verbrachten Tagen, wobei der Name des Grafen Werder häufig von ihr genannt wurde. Derselbe habe, fügte sie hinzu, zugleich mit ihnen Remmern verlassen.

Ella hörte schweigend zu. Sie hatte sich Anfangs eifrig mit ihrer Häkelarbeit beschäftigt, aber bald ließ sie die Hände in den Schooß sinken und blickte träumerisch hinaus auf den von Sonnenschein überflutheten Garten.

„Woran denkst Du, Ella?“ fragte Thusnela plötzlich. „Ich glaube, Du hast gar nicht gehört, was ich Dir eben erzählte.“

„O gewiß!“ entgegnete Ella, indem sie sich gewaltjam aufraffte und ein glühendes Roth für einen Augenblick ihren Wangen die frühere frische Farbe verlieh. „Ich freue mich sehr, daß Du in Remmern eine so angenehme Zeit verlebt hast, liebe Thusnela. Adolf erzählte bei seiner Rückkehr ganz im Gegensatz zu Dir, daß er sich dort furchtbar gelangweilt habe.“

„Ganz natürlich!“ versetzte Thusnelda lachend. „Mein Bruder verging nämlich fast vor Sehnsucht nach einer gewissen kleinen Dame, die übrigens, wie mir scheint, jetzt noch spröder gegen ihn ist, als früher. Ich finde Dich überhaupt sehr verändert, Ella, Du bist so bleich und still. Ist Dir während unserer Abwesenheit etwas Unangenehmes begegnet?“

„Wie kommst Du auf solche Gedanken?“ erwiderte Ella. „Ich fühle mich nicht ganz wohl und bin daher etwas matt und angegriffen. Hoffentlich geht das bald vorüber, wenn ich mich viel im Freien aufhalte und das Tanzen meide.“

„Natürlich darfst Du nicht tanzen, so lange Du Dich nicht vollkommen wohl fühlst,“ sagte Thusnelda, „wenn ich dies auch um meines Bruders willen herzlich bedauern muß. Es wird Adolf äußerst fatal sein und ihm ungeheuer leid thun, daß er nicht mit seiner lieben Cousine, die, wie er sagt, so süperb tanzen soll, wie keine andere Dame, den Hornschen Saal besuchen kann. Ich glaube fast, ohne Deine Begleitung geht er gar nicht zu den Tanzabenden.“

Ella zwang sich zu einem Lächeln. „Du irrst, liebe Thusnelda!“ entgegnete sie. „Adolf hat bereits in den letzten Tagen einen Ball besucht und sich, wie er selbst zugestand, ganz gut amüfirt.“

„Und Du bist so liebenswürdig, ihm das nicht übel zu nehmen?“ fragte Thusnelda.

„Wie sollte ich?“ versetzte Ella. „Ich freue mich im Gegentheil darüber, daß Adolf sich zum Gehen entschloß.“

„Du wirst einmal eine äußerst nachsichtige und ganz vortreffliche Frau abgeben!“ rief Thusnelda lachend. „Aber nun komm, liebe Ella, laß uns ein paar Duette zusammen singen, oder fühlst Du Dich zu müde und angegriffen dazu?“

Ella erklärte sich sogleich bereit. Sie nahm sich fest vor, sich ihren Verwandten gegenüber, so viel in ihren Kräften stand, zu beherrschen, um diesen lästigen Fragen nach ihrem Befinden zu entgehen, und sie gewann es

wirklich über sich, Thusnelde's scherzende Worte lächelnd zu erwidern und ein paar heitere Lieder mit ihr zu singen.

Unterdessen war die Baronin Ringen mit ihrem Sohne aus dem Park zurückgekehrt und setzte sich nun in den Saal, um dem Gesange der jungen Mädchen zuzuhören. Adolf trat an den Flügel heran und bemerkte mit freundiger Ueberraschung, daß Ella bleiche Wangen sich rosig gefärbt hatten und ihre Augen in wunderbarem Glanze strahlten. Sie sah wunderhübsch aus und der junge Mann vermochte seine Augen nicht abzuwenden von dem lieblichen Antlitze.

„Allerliebste! Ganz reizend!“ rief er, als wieder ein Lied beendet war. „Es freut mich unbeschreiblich, Cousine Ella, daß Sie sich wohl genug dazu fühlen, um singen zu können. Bitte, tragen Sie uns nun noch allein ein Lied vor.“

„Ach ja, liebe Ella,“ rief die Baronin Ringen, „bitte, singe das Lied, welches ich so sehr liebe:

Ueber Nacht kommt still das Leid.“

Ella erbehte. Die Gluth verschwand plötzlich von ihren Wangen und machte einer tiefen Blässe Platz.

„Verzeih' Tante,“ sagte sie mit leise zitternder Stimme, der sie vergebens Festigkeit zu geben versuchte, „ich fühle mich ermüdet und kann jetzt nicht mehr singen.“

Frau Stahl, welche unterdessen eingetreten war und die letzten Worte vernommen hatte, eilte auf Ella zu und legte den Arm ihrer Tochter in den ihrigen.

„Du hättest überhaupt nicht singen sollen, mein Liebling!“ meinte sie. „Komm, ich geleite Dich auf Dein Zimmer, es wird Dir wohl thun, ein wenig zu ruhen.“

„Da siehst Du's, Mama,“ rief Adolf, als Frau Stahl mit ihrer Tochter das Zimmer verlassen hatte, in kläglichem Tone, „eben noch so frisch und blühend wie ein Rosenknöspchen und gleich darauf so bleich wie eine Lilie. Und die Tante läßt keinen Arzt holen, es ist ganz unverantwortlich.“

Nach einer Stunde, als der Kaffeetisch auf der Be-

randa gedeckt wurde, erschien Ella wieder, zwar noch ebenso bleich wie vorher, aber mit einem lieblichen Lächeln auf den Lippen. Sie erwiderte auf die an sie gerichteten Fragen nach ihrem Befinden, daß sie geruht habe und sich kräftiger und wohler fühle.

Am Abend traf ganz unerwartet Herr Stahl auf seiner Villa ein. Er wurde von seiner Gattin mit einem Freudenruf und einer innigen, herzlichen Umarmung willkommen geheißen; Ella flog auf den Vater zu und ihre bleichen Wangen erglühten in froher Erregung.

Stahl zog seine Tochter an sich und küßte sie auf die Stirn.

„Endlich ist das Geschäft, welches mich so lange fern von Euch hielt, beendet und ich kann ein paar Tage mit Euch verbringen, meine Lieben!“ sagte er. „Ich grüße Sie, verehrte Frau Schwägerin!“ wandte er sich darauf an die Baronin Ringen, welche ihm die Fingerspitzen reichte. „Guten Abend, Thusnelda, guten Abend, Adolf.“

Als der Fabrikherr an der Seite seiner Gattin Platz genommen hatte, ließ er sich von dem Leben der Seinen hier in Majorenhof Bericht erstatten und erzählte scherzend von der Junggesellenwirthschaft, welche er, während der Abwesenheit seiner Frau und seiner Tochter, in Riga zu führen genöthigt sei.

Darauf wandte er sich mit der Frage an Frau von Ringen: „Nun, verehrte Frau Schwägerin, wie ist es Ihnen denn ergangen und wie haben Sie die Zeit hier in Majorenhof verbracht?“

„Sehr angenehm, lieber Schwager!“ versetzte Ottilie von Ringen. „Ich war mit Thusnelda und Adolf auf eine Woche nach Kemmern zu der Baronin Hohenbach gefahren und da wir dort eine so noble, aristokratische Gesellschaft vorfanden, Frau von Schellenberg, die Baronin Ellern und den jungen Grafen Werder, blieben wir beide, Thusnelda und ich, noch einige Tage länger dort, als wir Anfangs beabsichtigt hatten.“

„Es freut mich ausnehmend, verehrte Frau Schwä-

gerin," erwiderte Stahl, „daß Sie in so exquisiter Gesellschaft sich zu bewegen Gelegenheit hatten. Mir wurde ebenfalls in den letzten Wochen das Glück zu Theil, in lebhaftestem Verkehr mit einem gewissen Baron Leichtfeld zu stehen. Dieser Baron stammt aus einer der ältesten Adelsfamilien Livlands und dennoch wage ich zu behaupten, daß er fast noch mehr entzückt war über die Beziehungen, in die wir zu einander traten, als ich, denn es lag diesem Herrn überaus viel daran, für sein mit Schulden belastetes Gut einen annehmbaren Käufer zu finden, weil er sonst ausgepfändet worden wäre.“

Die Baronin Ringen schien die versteckten Angriffe des Schwagers diesmal ganz zu überhören, oder wollte Sie sich dadurch nicht verletzt zeigen, genug, sie blieb vollkommen ruhig und fragte nur mit lebhaftem Interesse: „Und Sie erstanden das Gut?“

„Wir einigten uns über die Bedingungen und der Vorcontract ist bereits geschlossen!“ entgegnete Stahl.

„Ich gratulire herzlich, lieber Schwager!“ sagte Ottilie und reichte dem Fabrikherrn diesmal nicht nur die Fingerspitzen, sondern die ganze Hand hin.

Frau Stahl war aufgesprungen und fiel ihrem Gatten um den Hals.

„Dieses Geschäft war es also, welches Dich so lange von uns fern hielt, Gotthard?“ fragte sie.

„Allerdings!“ erwiderte Stahl. Dabei küßte er seine Frau innig und schüttelte Frau von Ringen die Hand.

„Ich danke für Ihre Theilnahme, verehrte Frau Schwägerin“, fuhr er mit sarkastischem Lächeln zu ihr gewendet fort, „muß jedoch einen Irrthum, in dem Sie befangen zu sein scheinen, berichtigen: Ich habe das Gut nicht für mich gekauft“.

„Sie haben es nicht für sich gekauft?“ fragte Ottilie.

Der Fabrikherr schwieg eine Weile und weidete sich an dem Ausdruck von Enttäuschung, welcher sich in dem Antlitz seiner Schwägerin abspiegelte, dann sagte er

langsam: „Die Besitzerin von Rosenthal ist meine Tochter“.

Ella neigte sich auf die Hand ihres Vaters und küßte sie innig.

„O Papa!“ rief sie, „wie gut Du bist!“

Zärtlich lieblosend strich der Fabrikherr mit der Hand über das lockige Haar seiner Tochter.

„Ich weiß ja, wie sehr Du das Landleben liebst, meine kleine Ella, mein Herzenskind“, sagte er, „darum habe ich das Gut für Dich gekauft. In Rosenthal sollst Du einmal mit dem Manne, den Dein Herz sich zum Gatten erwählt, leben, meine Tochter“.

Ella barg das erglühende Antlitz an der Brust des Vaters und die Baronin warf ihrem Sohn einen viel-sagenden Blick zu, der von diesem sofort verstanden und mit einem leichten Kopfnicken beantwortet wurde.

War Adolf schon vorher in seine kleine, allerliebste Cousine zum Sterben verliebt gewesen, wie er selbst seiner Schwester mehrmals versichert hatte, so kann man sich bei seinem oberflächlichen Charakter leicht vorstellen, daß Ellas Hand ihm jetzt, wo sie die Besitzerin eines schönen Gutes war, noch begehrenswerther erschien, als früher, und daß er sich vornahm, dem Winkte seiner Mutter zu folgen und sich so bald als möglich diesen kostbaren Schatz zu sichern.

Als der Fabrikherr sich am Abend mit seiner Gattin in sein Schlafgemach zurückgezogen hatte, sagte er: „Ich finde, unsere Ella sieht bleich aus und ist nicht so munter und fröhlich wie sonst. Was fehlt dem Kinde?“

Anna Stahl hatte ihrem Gatten noch nie etwas verschwiegen und so empfand sie es auch jetzt als eine Wohlthat, die Sorgen, welche ihr Mutterherz belasteten, vor ihm ausschütten zu können.

Sie stattete ihm einen genauen Bericht von allem Vorgefallenen ab und schloß mit den Worten: „Ich freue mich unbeschreiblich darüber, daß Du jetzt hier bist, Gotthard. Du kannst nun bestimmen, ob Du einen Arzt zu Rathe ziehen willst oder nicht, denn, ich will

es Dir nur gestehen, ich bin sehr besorgt um Ella. Ich fürchte, daß unser liebes Kind uns doch am Ende ernstlich krank wird."

"Um dieses Juden willen?" fragte der Fabrikherr ungläubig lächelnd.

"Aber Du vermagst Dir gar nicht vorzustellen, Gott-hard, wie liebenswürdig und einnehmend dieser Doctor Löwenthal sein konnte; es war ihm ja gar nicht anzumerken, daß er von jüdischen Eltern abstammte."

"Und wenn auch, ich glaube es doch nicht!" entgegnete Stahl. "So weit kann Ella sich nicht vergessen, um sich in einen Juden zu verlieben. Sie wird auf dem letzten Valle zu viel getanzt, oder sich in der Nachtluft eine Erkältung zugezogen haben. Ich werde unsere Tochter morgen beobachten und finde ich, daß sie noch ebenso bleich und angegriffen aussieht, den Arzt kommen lassen."

Aber als Ella am nächsten Morgen ihren Vater begrüßte und er ihr forschend in die Augen schaute, schien ihm sein Töchterchen, wenn auch noch immer sehr bleich, doch munterer auszusehen als am vorhergehenden Abend und Stahl sagte beruhigend zu seiner Gattin:

"Ich hoffe, wir werden keinen Arzt nöthig haben, mein liebes Weib, und Ellas Unwohlsein wird bald vorüber gehen. Sieh nur, wie heiter sie eben mit Thuselnda und Adolf im Saal scherzt und plaudert."

Frau Stahl hatte bereits dieselbe Bemerkung gemacht und sich im Stillen darüber gefreut. Sie ahnte ebenso wenig wie ihr Gatte, welchen Kampf und welche Ueberwindung es Ella kostete, so unbefangen fröhlich zu erscheinen, und gab sich der Hoffnung hin, daß ihr Gott-hard doch wohl Recht haben könne und der Eindruck, den Löwenthal auf das Herz ihrer Tochter gemacht hatte, kein so tiefer und bleibender sei, wie sie bisher fürchtete.

Erst jetzt vermochte sie sich so recht des Beisammenseins mit ihrem Gatten zu erfreuen; sie ließ sich von ihm erzählen, was ihm der Mittheilung werth erschien,

und fragte nach Diesem und Jenem. Als aber der Fabrikherr von Rosenthal zu sprechen anfang, die reizende Lage des Gutes schilderte und von der Einrichtung des daselbst befindlichen schloßartigen Wohnhauses Bericht erstattete, legte Ottilie von Ringen das Buch, in dessen Lectüre sie sich bis dahin vertieft hatte, bei Seite und hörte voll reger Theilnahme zu.

Thusnelba hatte sich indessen auf ihr Zimmer zurückgezogen, um einen Brief zu schreiben. Adolf erklärte, daß er in's Bad gehen wolle, behielt aber doch, als seine Schwester den Saal verließ, seinen Platz Ella gegenüber bei.

„Liebe Cousine,“ sagte er, „ich kann diesen Augenblick, wo wir allein sind, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, ich muß Ihnen sagen, daß — — daß — —“

Er vollendete den Satz nicht und begann von Neuem:

„Sie müssen es gewiß schon längst bemerkt haben, Cousine Ella, daß ich zum Sterben in Sie verliebt bin —“

„Das habe ich nicht bemerkt,“ fiel ihm Ella in's Wort, „und will und werde es auch nie bemerken.“

„Aber mein Himmel!“ rief Adolf. „Wie soll ich es denn anfangen, um Ihnen zu sagen, was ich empfinde. Sie können einen Menschen zur Verzweiflung bringen, liebe Cousine, ich bin ganz außer mir.“

„Dann wird ein kaltes Bad Ihnen wohlthun!“ sagte Ella und verließ rasch das Gemach.

Adolf fuhr mit dem Taschentuche über die glühende Stirn, dann schritt er, seinen Schnurrbart drehend, ein paar Mal im Saal auf und nieder, endlich hielt er es doch für das Beste, Ellas Rath zu befolgen und in's Bad zu gehen.

Als er ein paar Schritte vom Hause entfernt war, holte ihn der Dunkel ein.

„Komm, Adolf,“ sagte der Fabrikherr und legte den Arm um die Schulter seines Neffen, „ich begleite Dich. Aber was hast Du? Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet? Du siehst verstimmt aus.“

„Es ist nichts, lieber Onkel!“ versicherte Adolf, „durchaus nichts.“

„Ich sah und hörte Dich doch noch vor einer Weile mit Thuznela und Ella im Saal fröhlich plaudern und lachen!“ entgegnete Stahl. „Hast Du mit meiner Tochter etwas vorgehabt?“

„Nein, lieber Onkel, das heißt eigentlich wohl!“ versetzte Adolf. „Cousine Ella hat eine merkwürdige Art, mit mir umzugehen. Sie will niemals verstehen, was ich ihr sage, und das kann mich zur Verzweiflung bringen. Ich bitte Sie, Onkelchen, ist es nicht ganz entsetzlich, wenn man seine innersten Gefühle darlegt und man erhält darauf die Antwort: „Sie bedürfen der Abkühlung, lieber Better, gehen Sie in's Bad.““

Der Fabrikherr lachte. „Ich würde mir an Deiner Stelle eine solche Zurückweisung nicht sehr zu Herzen nehmen, sondern bei nächster Gelegenheit wieder einen Angriff wagen. Beharrlichkeit führt zum Ziel.“

„So, meinen Sie, lieber Onkel?“ fragte Adolf nicht wenig beruhigt. „Und Sie hätten nichts dagegen einzuwenden, wenn es mir gelänge, Ellas Neigung zu gewinnen?“

„Durchaus nicht.“

Adolf drückte erfreut die Hand des Onkels; seine Mißstimmung war gänzlich verflogen. „Dann will ich Ihren Rath befolgen,“ sagte er, „und nächstens das Herz meiner reizenden Cousine im Sturm zu erobern versuchen.“

## XI.

Drei Wochen waren seitdem vergangen.

Der Fabrikherr, welcher in der letzten Zeit regelmäßig den Sonntag in Majorenhof mit den Seinen verlebte hatte, war soeben wieder in die Stadt gefahren.

Nun saß die Familie auf der Veranda beisammen. Die Damen waren mit einer Handarbeit beschäftigt und Adolf lehnte, wie gewöhnlich, so bequem als nur möglich in einem Sessel und drehte seinen Schnurrbart.

„Ich habe heute noch gar nicht Gelegenheit gehabt,

mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, liebe Cousine?" sagte er zu Ella.

"Es geht mir ziemlich gut," entgegnete sie, "wenigstens nicht schlimmer, als an den vorhergegangenen Tagen."

"Nicht schlimmer?" wiederholte Adolf mit einem Seufzer. "Das ist nun schon seit Wochen immer die gleiche Antwort, welche ich von Ihnen erhalte, Cousine Ella, und dabei sehen Sie so bleich aus wie eine Theerose. Soll mir denn in dieser Saison gar nicht mehr das Glück zu Theil werden, Sie zu einem Tanzabend zu begleiten?"

"Der Doctor hat Ella für diesen Sommer das Tanzen ganz untersagt!" versetzte Frau Stahl.

"Die ärztliche Kunst dieses Doctors scheint nur im Verbieten zu bestehen!" sagte Adolf. "Warum wendet er nicht ein wirksames Mittel an, um das Unwohlsein zu beseitigen?"

"Bei einem Nervenleiden, wie es unsere Ella hat," wandte Frau Stahl ein, "sind, wie der Doctor sagt, fleißiger Gebrauch der Seebäder, mäßige Bewegung in freier Luft und Vermeiden alles dessen, was die Nerven noch mehr reizen könnte, die besten Heilmittel."

"Aber alle diese Mittel hat Cousine Ella ja auch ohne den Rath dieses weisen Askulap bereits angewandt und ohne den geringsten Erfolg!" rief Adolf ungeduldig. "Da besuchen diese Herren Doctore fünf oder sechs Jahre die Universität, machen ein brillantes Examen und verstehen nicht einmal, ein einfaches Nervenleiden zu curiren."

"Schade, daß Du nicht Medicin studirt hast, mein lieber Bruder!" bemerkte Thusnelda spöttisch. "Bei Deiner Pflichttreue und Deinem Durst nach geistigen Gütern würdest Du gewiß nicht eher geruht haben, bis Du den Born der Wissenschaft bis auf den Grund ausgeschöpft hättest."

"Ich könnte es wenigstens nicht ruhig mit ansehen", erwiderte Adolf etwas kleinlaut, "wenn eine so reizende junge Dame, wie meine liebe Cousine, leidet, und würde

alle mir zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um sie so bald als möglich wieder herzustellen.“

Der Diener, welcher die Zeitungen brachte, unterbrach die Unterhaltung. Frau Stahl nahm die Postsendung in Empfang.

„Es sind außer den Zeitungen auch Briefe da!“ sagte sie, „einer für Dich, liebe Ottilie, und der andere für mich. Die Adressen scheinen von derselben, mir ganz fremden Hand gemacht zu sein.“

Die Baronin Ringen öffnete das Schreiben und warf nur einen flüchtigen Blick hinein, dann schloß sie dasselbe sogleich wieder. Unangenehme Ueberraschung, Verdruß und Enttäuschung malten sich auf ihren Zügen.

Frau Stahl hatte indessen auch das Couvert des an sie adressirten Briefes geöffnet. „Eine Verlobungs-Anzeige!“ sagte sie:

Comtesse Adelhaid Lichtenfels

Graf Oskar Werder

Verlobte.

Die Baronin Ringen warf einen raschen Blick auf ihre Tochter, die anscheinend ganz ruhig erschien, nur die Blässe, welche für einen Augenblick Thusnelde's Wangen deckte, gab Zeugniß davon, daß diese Nachricht sie doch tiefer berührte, als sie verrathen wollte.

Eine Weile herrschte lautlose Stille, dann sagte Thusnelde, auf deren Wangen das Roth zurückgekehrt war: „Ich wußte es bereits.“

„Du wußtest es?“ Diese Frage der Baronin drückte, ohne daß sie es vielleicht selbst beabsichtigte, einen Zweifel an den so eben geäußerten Worten ihrer Tochter aus.

„Ja, Mama, ich wußte es!“ wiederholte Thusnelde in festem Tone. „Der Graf hat mir gegenüber mehr als einmal von einem Heirathsproject seines Vaters, welches eine Verbindung zwischen ihm und seiner Cousine, der reichen Comtesse Adelhaid Lichtenfels, bezweckte, gesprochen, und da durch eine solche Heirath der Glanz des gräflichen Hauses noch bedeutend gehoben werden

mußte, ließ sich ja mit Bestimmtheit voraussetzen, daß der erlauchte Herr Sohn sich gern und bereitwillig den Wünschen seines Vapas fügen würde.“

„Um so besser für ihn“, sagte Frau Stahl, „wenn die Wünsche seines Vaters mit den seinigen zusammenstimmten.“

Ella äußerte nur, sie hätte nichts davon geahnt, daß der Graf, als er hier bei ihnen in Majorenhof war, schon so gut wie gebunden gewesen sei; seinem ganzen Auftreten nach wäre ihr dieser Gedanke gar nicht in den Sinn gekommen.

Man sprach noch eine Weile über diese Verlobung und Thusnelda nahm in so unbefangener Weise Theil an der Unterhaltung, daß ihre Mutter die Ueberzeugung gewann, sie müsse sich doch wohl in der Voraussetzung getäuscht haben, das Benehmen des Grafen hätte in dem Herzen ihrer Tochter Hoffnungen erweckt, welche seine Verlobung vernichtete.

In dieser Hinsicht vollkommen beruhigt, zog sich die Baronin Mingen auf ihr Zimmer zurück, um einen Brief zu schreiben, Frau Stahl vertiefte sich in das Lesen der Zeitungen und Ella verließ die Veranda, um sich aus ihrem Zimmer ein Knäulchen Seide, dessen sie zu ihrer Arbeit bedurfte, zu holen.

Als das junge Mädchen zwanzig Minuten darauf mit der Seide, welche sie nicht sogleich hatte finden können, auf ihren vorigen Platz zurückkehrte, saß nur noch Frau Stahl auf der Veranda.

Ella athmete erleichtert auf. Für kurze Zeit wenigstens war sie der Verpflichtung überhoben, sich mit der Cousine und dem Vetter zu unterhalten. Rasch legte sie ihre Arbeit bei Seite und schritt dem Parke zu.

Als Ella sich dem verborgenen Plätzchen, welches sie besonders liebte, näherte, bemerkte sie, daß Thusnelda auf der Bank saß. Diese hatte den Kopf gesenkt, das Taschentuch vor die Augen gepreßt und weinte heftig.

In diesem Augenblicke vergaß Ella das eigene Leid,

sie trat auf ihre Cousine zu und fragte liebevoll: „Was fehlt Dir, liebe Thusnelda?“

Diese sprang auf. „Warum schleichst Du mir nach? Du siehst doch, daß ich allein sein will!“ rief sie.

Aber als Ella sich, leise wie sie gekommen war, entfernen wollte, eilte Thusnelda ihr nach und schlang die Arme um ihren Hals. „Bergieb,“ sagte sie, „daß ich so unfreundlich war. Ach Ella, ich bin überhaupt die ganze Zeit über nicht so gegen Dich gewesen, wie ich sollte, aber wenn Du wüßtest, wie bitter ich jetzt für meinen Stolz und Hochmuth bestraft bin. Komm, setze Dich zu mir und sage mir, ob Du mir verzeihen willst?“

„Ich zürne Dir nicht!“ versetzte Ella in mildem Tone.

„Ja, ich weiß, Du bist gut,“ erwiderte Thusnelda, „viel, viel besser als ich; Du sollst meine Beichte hören. Nein, sträube Dich nicht dagegen,“ fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß Ella Einwendungen erheben wollte, „Du erweistest mir damit einen Liebesdienst, denn, siehst Du, ich ertrage es nicht, die Last, welche mich bedrückt, in meine Brust zu verschließen und Niemand zu haben, gegen den ich mich aussprechen kann. Du sollst Alles erfahren, nur Du allein, ich weiß, Du wirst den Andern gegenüber schweigen. Nicht wahr, Du wirst es?“

Ella nickte stumm.

„Als ich vorhin zu Mama sagte,“ begann Thusnelda, „ich hätte darum gewußt, daß Graf Werder sich auf den Wunsch seines Vaters mit seiner Cousine vermählen sollte, sprach ich die volle Wahrheit. Er theilte mir selbst die Pläne seiner Eltern mit, aber er that es nur, um mir zugleich die Versicherung zu geben, daß er sich den Wünschen seines Vaters nicht mehr fügen wolle und könne, nachdem er mich kennen gelernt habe. Was sagte er mir nicht Alles, und ich glaubte seinen feurigen Liebeschwüren und verlobte mich heimlich mit ihm.“

„Arme Thusnelda!“ rief Ella theilnehmend. „Und er konnte Dich so schmähsch hintergehen, mit Deinem Herzen ein so graufames Spiel treiben?“

„Mit meinem Herzen?“ fragte Thusnelda mit bitterem

Lachen. „Nein, mein gutes Cousinchen, Du hältst mich für besser, als ich bin. Mein Herz hatte nichts mit dieser Verlobung zu schaffen, nur Stolz und Hochmuth bewogen mich dazu, meine Hand nach der Grafenkrone auszustrecken und,“ setzte sie leiser hinzu, „einen edlen Mann, der mir in aufrichtiger Liebe ergeben war, tief zu kränken und zu verwunden. Ich war ihm gut und hätte Victor von Hohenbach mit Freuden meine Hand gereicht, wenn nicht der Graf dazwischen getreten wäre und seine mir in so auffallender Weise dargebrachten Huldigungen nicht meiner Eitelkeit und meinem Stolz so sehr geschmeichelt hätten, daß ich verblendet genug war, ein sicheres Glück für erträumten Glanz und Schimmer dahinzugeben. Victor von Hohenbach warb um meine Hand, aber ich wies ihn zurück und verlobte mich heimlich mit dem Grafen. Du kannst meine Handlungsweise gewiß nicht begreifen, Ella, Du, die Du nichts von Stolz und Hochmuth weißt.“

Ella hatte das Köpfchen gesenkt. Auf den noch vor einer Weile so bleichen Wangen brannte eine heiße Gluth. War sie denn wirklich besser als Thusnelde? Hatte sie denn nicht auch aus Stolz die treue Liebe eines edlen Herzens von sich gewiesen?

Jetzt erhob sie die in Thränen schimmernden Augen zu ihrer Cousine und sagte in warmem Tone: „Wenn ich Dir auch nicht zu helfen vermag, liebe Thusnelde, so kann ich doch Deinen Schmerz begreifen und verstehen und mit Dir trauern.“

„Deine Liebe beschämt mich, Ella, ich habe sie gar nicht verdient!“ rief Thusnelde und küßte dabei ihre Cousine innig, „aber von jetzt an soll das anders werden. Ich will diesen Stolz bekämpfen, der mich namenlos elend gemacht hat, denn seit dem Augenblicke, wo das hochauftrebende Gebäude, welches meine Eitelkeit sich errichtet hatte, in nichts zusammengesunken ist, weiß ich auch ganz gewiß, daß, im Fall meine Wünsche sich realisirten hätten, ich doch an des Grafen Seite unglücklich geworden wäre, weil ich Victor von Hohenbach liebe,

ihn allein. Aber ich war des Glückes, seine Gattin zu werden, nicht werth; wie hätte ich es sonst mit eigener Hand zertrümmern können? Ich habe ein frevelhaftes Spiel getrieben und die Strafe ist nicht ausgeblieben. Ich habe Victor für immer verloren, er kann und wird mir nicht verzeihen, was ich ihm angethan habe, aber der Gedanke, daß er mich wahr und aufrichtig geliebt hat, wird mir Kraft verleihen; meine Eitelkeit und meinen Hochmuth zu bekämpfen und seiner Liebe würdig zu werden."

War das die stolze, in ihrem Wesen bisher so reservirte Thusnelda, welche diese Worte sprach?

Ella schaute erstaunt und voll Bewunderung zu ihrer Cousine auf, die ihr noch nie so schön erschienen war, als in dem Augenblicke, wo sie ihr gegenüber so offen und demüthig ihre Schuld bekannte.

Ella breitete die Arme aus und die beiden jungen Mädchen hielten sich umschlungen. Diese Viertelstunde hatte sie einander näher gebracht, als ein wochenlanges Beisammenleben.

"Laß uns nun heimkehren!" mahnte Thusnelda. "Adolf kann jeden Augenblick vom Strande zurückkehren und dann müssen wir mit Mama und Tante in's Bad. Ich möchte aber vorher in mein Zimmer eilen und meine brennenden Augen mit kaltem Wasser kühlen, damit man mir nicht ansieht, daß ich geweint habe. Komm, meine liebe Ella."

Arm in Arm durchschritten die jungen Mädchen den Park. Als sie die Veranda erreichten und Thusnelda Adolf vom Strande aus daherkommen sah, eilte sie rasch auf ihr Zimmer.

Ella blieb allein zurück und erwartete den Vetter.

"Nun, wie war heute das Bad?" fragte sie.

"Ganz köstlich!" erwiderte Adolf, indem er auf Ella zutrat, aber als er ihr in das noch immer vor Aufregung glühende Antlitz schaute, setzte er hinzu: "Ich bemerke eine äußerst vortheilhafte Veränderung, Sie sehen ja in diesem Augenblicke aus wie eine soeben

frisch erblühte Centifolie. Cousine Ella, ich bin entzückt, Sie so zu sehen."

"Ich danke für Ihre Theilnahme, Better Adolf!" entgegnete Ella.

"Theilnahme?" wiederholte Adolf. "O nicht doch, theuerste Cousine, das Gefühl, welches ich für Sie empfinde, ist ganz anderer Art. Lassen Sie es mich endlich einmal Ihnen gegenüber aussprechen, was mir schon so lange auf dem Herzen liegt, was ich aber Ihnen zu sagen niemals Gelegenheit finde."

"Es ist für mich die höchste Zeit, in's Bad zu gehen!" unterbrach Ella den Better und wollte davon-eilen, aber er vertrat ihr den Weg.

"Diesmal entweichen Sie mir nicht, Cousine Ella!" sagte er. "Sie müssen mich anhören und sollen mich nicht mehr daran hindern, Ihnen zu sagen, daß ich zum Rasendwerden in Sie verliebt bin, daß ich Ihnen mein Herz zu Füßen lege und Sie bitte, meine theure, angebetete Gattin zu werden."

"Better Adolf," erwiderte Ella sehr ernst, "warum ließen Sie mich nicht gehen? Daß ich Ihnen so consequent auswich, hätte Sie schon auf den Gedanken bringen müssen, ich wünschte eine directe Werbung ihrerseits zu verhindern. Jetzt, wo Sie dieselbe aber in klaren Worten ausgesprochen haben, bleibt mir nichts anders übrig, als Ihnen eine offene Antwort zu geben. Es thut mir herzlich leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich Ihren Antrag nicht annehmen, Ihre Gattin nicht werden kann."

"Aber warum nicht? bitte, Cousine Ella, warum nicht?" fragte Adolf dringend.

"Weil ich Sie nicht so lieben kann," versetzte Ella, "wie ein Mädchen den Mann, dem sie sich für's Leben zu eigen giebt, lieben muß."

"Aber wenn es mir auch bis jetzt noch nicht gelungen ist, eine solche Neigung in Ihrem Herzen zu erwecken, könnte das nicht vielleicht doch noch mit der Zeit geschehen?"

"Das geschieht niemals!" entgegnete Ella in festem,

entschiedenen Tone. „Ich bin Ihnen gut, wie einem Bruder, Better Adolf, mehr erwarten Sie nicht von mir.“

„Sie geben mir also einen Storb?“

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja!“ erwiderte Ella. „Ich hätte Ihnen und mir gern das Peinliche und Unangenehme einer solchen Aussprache erspart, Better Adolf, aber für Sie ist es gewiß besser, wenn Sie vollständig im Klaren sind.“

„Aber diese Klarheit ist entsetzlich, sie benimmt mir ja jede Hoffnung!“ versetzte Adolf in kläglichem Tone.

„Soll ich denn niemals heirathen?“

„Es giebt ja so viele Mädchen in der Welt, die viel hübscher und liebenswürdiger sind als ich!“ tröstete Ella.

„Aber mir wird keine andere so gefallen wie Sie, liebe Cousine.“

„Da ist zum Beispiel Fräulein von Hohenbach“, sagte Ella, „ein so reizendes Mädchen. Sie müßte eine allerliebste Frau abgeben.“

„So, meinen Sie?“ fragte Adolf nachdenklich. „Finden Sie Fräulein von Hohenbach denn wirklich hübsch, Cousine Ella? Mir ist das bis jetzt noch gar nicht aufgefallen, vielleicht weil ich nur Augen für Sie hatte.“

In diesem Augenblicke trat Frau Stahl mit ihrer Schwester und Thusnelde auf die Veranda.

„Es ist Zeit, in's Bad zu gehen, Ella!“ sagte Frau Stahl. „Komm, mein liebes Kind.“

Adolf blieb allein auf der Veranda zurück. Er spazierte eine Weile mit äußerst mißvergnügter Miene auf und nieder und drehte nach alter Gewohnheit seinen Schnurrbart; dann warf er sich nachlässig in einen Lehnstuhl und zündete sich eine Cigarre an.

„Es war in der letzten Zeit hier schon langweilig genug“, murmelte er vor sich hin, „nun wird es ganz unleidlich sein. Ich muß Mama dazu bewegen, daß wir so bald als möglich von Majorenhof fortziehen.“

Als die Baronin Ringen indessen noch am Abend

dieses Tages von ihrem Sohne erfuhr, daß die kleine bürgerliche Cousine ihrem adeligen Vetter einen Korb ertheilt habe, bedurfte es von Adolfs Seite keiner großen Ueberredungskunst, um seine Mutter zu dem Entschluß zu veranlassen, schon in den nächsten Tagen den Strand zu verlassen.

Frau von Ringen erklärte ihrer Tochter, daß ihre Gesundheit durch den Gebrauch der Seebäder wieder vollkommen hergestellt sei und sie um Adolfs willen, der, wenn er zu lange fortbliebe, leicht die ihm zugesagte Stelle bei der Bank einbüßen könne, so bald als möglich nach Mitau zurückzukehren gedenke, und Thusnelda erhob keine Einwendungen.

So wurden denn die Zurüstungen zur Abreise getroffen und schon nach drei Tagen verließ Frau von Ringen mit ihrer Tochter und ihrem Sohne Majorenhof; Frau Stahl blieb mit Ella allein in der Villa zurück.

## X.

Der Frühling hatte noch nicht seinen Einzug gehalten, aber als Vorboten ließen sich bereits die ersten Staare blicken.

Auf dem Perron des Riga-Dünaburger Bahnhofes drängte sich eine bunt zusammengewürfelte Menge, aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen bestehend, durch einander. Eben läutete die Glocke zum zweiten Male und verkündete, daß der Zug sich bald in Bewegung setzen sollte.

Ein junger, elegant gekleideter Herr stürzte auf ein Coupé erster Klasse zu und öffnete rasch die Thüre.

„Verzeihen Sie, mein Herr, das Coupé ist besetzt!“ sagte ein Schaffner, indem er die Thüre wieder schloß.

„Es waren aber nur ein paar Passagiere in dem Coupé!“ wandte der Herr ein.

„Trotzdem sind dort alle Plätze vergeben!“ erwiderte der Schaffner. „Es befindet sich eine Kranke im Coupé, die ungestört sein will. Hier nebenan werden Sie Platz finden.“

Der Herr eilte weiter.

Die Kranke, welche auf einer der gepolsterten Bänke in dem Coupé ruhte, hatte den Kopf erhoben, als die Thüre so gewaltsam aufgerissen wurde, aber gleich darauf sank sie wieder matt in die Kissen zurück.

Es befanden sich nur drei Passagiere im Coupé: ein Herr und eine Dame in mittleren Jahren und die Kranke, in der es schwer hielt, Ella Stahl wiederzuerkennen, so zart und durchsichtig bleich erschien das früher so rosige Antlitz.

„Bitte, schließen Sie die Thüre, damit wir nicht wieder belästigt werden!“ rief der Fabrikherr vom Coupéfenster aus einem Schaffner zu.

Sein Wunsch wurde sofort erfüllt.

Frau Stahl beugte sich über die Kranke. „Ella, mein Liebling, wie fühlst Du Dich?“ fragte sie.

„Sehr, sehr matt und mein Kopf schmerzt.“

„Der Zug setzt sich augenblicklich in Bewegung, vielleicht versuchst Du dann ein wenig zu schlummern.“

Gleich darauf wurde zum dritten Male geläutet und es ertönte der gellende Pfiff der Locomotive.

Ella griff mit den Händen nach dem Kopfe. „Ich kann es nicht ertragen!“ flüsterte sie.

„Nun wirst Du Ruhe haben, mein süßes Kind, versuche jetzt zu schlafen!“ sagte Frau Stahl.

Gehorsam schloß Ella die Augen. Anna beobachtete eine Weile mit besorgten Blicken ihre kranke Tochter, aber als sie dieselbe ganz still und unbeweglich daliegen sah, holte sie aus ihrer Reisetasche einen Brief hervor und begann denselben zu lesen.

Der Brief war von ihrer Schwester aus Mitau und da sie denselben im letzten Augenblicke vor ihrer Abreise erhalten, hatte Frau Stahl noch keine Zeit gefunden, ihn zu lesen.

Ein Schimmer von Freude erhellte für einen Augenblick ihr ernstes, kummervolles Antlitz, während sie das Schreiben überflog.

Ottilie theilte ihrer Schwester mit, daß Adolf sich mit

Gabriele von Hohenbach verlobt habe und daß sie sehr glücklich sei über seine Wahl. Eine andere, nicht minder große Freude stehe ihr in Aussicht, denn Victor von Hohenbach, der sich eine Zeitlang ganz fern von ihnen gehalten habe, käme, seit Gabriele Adolfs Braut sei, wieder häufig als Gast zu ihnen und zeichne Thusnelda in so auffallender Weise aus, daß jeden Tag eine zweite Verlobung zu erwarten stände. Ihre Tochter habe ihr auch bereits gestanden, daß ihr Herz Victor gehöre, und Thusnelda sei noch nie so strahlend schön und liebenswürdig gewesen, wie jetzt in ihrem Glücke. So könne sie also in Betreff ihrer Kinder ganz ruhig in die Zukunft blicken, da diese Heirathen in jeder Beziehung ihren Wünschen entsprächen. Victor sei nicht allein ein vortrefflicher und liebenswürdiger junger Mann, er könne seiner Gattin auch eine vollkommen gesicherte Existenz an seiner Seite bieten, da er durch den Tod eines Betters die Anwartschaft auf ein Majorat erlangt habe. Gabriele besitze ebenfalls ein hübsches Vermögen, welches Adolf, dessen Gehalt nicht bedeutend sei, in den Stand setzen werde, anständig mit seiner Gemahlin zu leben. Mit einem innigen Bedauern darüber, daß es mit Eilas Befinden gar nicht besser werden wolle, schloß der Brief.

Frau Stahl reichte schweigend ihrem Gatten den Brief hin, und schaute wieder mit dem Ausdruck banger Sorge und namenloser Angst auf ihre Tochter, welche die Augen noch immer geschlossen hielt.

Als sie im verfloffenen Sommer vierzehn Tage nach der Abreise ihrer Schwester mit Ella nach Riga übersiedelte, hatte der besorgte Vater sogleich seinen Hausarzt kommen lassen und dieser erklärte das Uebel, ebenso wie der Doctor in Majorenhof, für ein Nervenleiden.

Ella befolgte genau alle Vorschriften des Arztes, sie nahm die verordneten Pillen und Pulver ein, ging oder fuhr mit der Mutter und dem Vater spazieren und widersprach nicht, wenn Frau Stahl die jungen Mädchen ihres Bekanntenkreises einlud, abwechselnd zu ihrer

Tochter zu kommen und sie durch ihr Geplauder zu zerstreuen und zu erheitern, aber dabei wurde sie immer stiller und stiller und klagte fortwährend über Kopfschmerzen und Müdigkeit.

Als das Weihnachtsfest vorüber war, verbrachte Ella auf Anrathen des Arztes ein paar Monate in einer Nervenheilanstalt, aber es trat auch nach der daselbst durchgemachten Cur keine sichtliche Besserung ein.

Nach einer Consultation mit den geschicktesten Aerzten Rigas faßten die tief bekümmerten Eltern endlich den Entschluß, mit ihrem kranken Kinde eine Reise in's Ausland zu unternehmen, und Ella fügte sich stillschweigend allen Anordnungen, die getroffen wurden.

Ein leise klagender Laut weckte Frau Stahl aus den Träumen und Gedanken, welche, durch den Brief ihrer Schwester hervorgerufen, in ihr aufgetaucht waren.

Vater und Mutter neigten sich in banger Sorge zu ihrem Kinde herab.

„Was ist Dir, mein Liebling?“ fragte Stahl und streichelte zärtlich die Wange seiner Tochter.

„Ich kann das Schütteln nicht ertragen, Papa! O, bring mich nach Hause.“

„Du mußt Geduld haben, mein Kind“, bat Frau Stahl, „thu es um unsertwillen. Nur ein paar Tage, dann ist die Reise vorüber, Du kannst Dich erholen und wirst wieder ganz gesund.“

„Ich möchte ja, aber ich kann nicht!“ versetzte Ella leise.

„Hast Du ein wenig geschlafen?“ fragte Stahl.

„Nein, Papa!“ flüsterte Ella. „Ich mag die Augen nicht mehr schließen, weil mich dann allerlei Gestalten und Bilder verfolgen. O, wie mein Kopf brennt.“

Tief traurig schauten die Gatten einander an und ließen sich wieder ihrem kranken Kinde gegenüber nieder.

Weiter brauste der Zug und bei jedem Pfiff, den die Locomotive, sobald man sich einer Station näherte, ertönen ließ, seufzte die Kranke:

„Ich kann es nicht ertragen! O, bringt mich nach Hause.“

Auf die Verordnung des Arztes hin trank Ella von Zeit zu Zeit etwas Wein, den ihr die Mutter reichte, aber sie weigerte sich entschieden, etwas Anderes zu genießen.

Langsam schlich eine Stunde nach der andern dahin.

Die Kranke begann unruhiger zu werden, ihre sonst so bleichen Wangen rötheten sich, sie begann leise vor sich hin zu murmeln.

„Wünschst Du etwas, mein Kind?“ fragte Frau Stahl.

Ella richtete sich auf und schaute ihre Mutter mit seltsam glänzenden Augen an. „Ich will ihm nach, ich muß ihn zurückrufen!“ sagte sie, aber dann sank sie wieder in die Kissen zurück. „Er kommt niemals, niemals wieder,“ klagte sie.

Frau Stahl blickte ihren Gatten erschrocken an. „Sie phantastirt!“ flüsterte sie ihm zu.

Borwärts brauste der Zug, und während in den andern Waggonen fröhlich geplaudert und gescherzt wurde, lauschten hier in diesem Coupé ein paar Elternherzen in unsäglicher Angst auf die verworrenen Fieberphantasien ihres kranken Kindes.

„Wir können nicht weiter“, sagte Stahl leise zu seiner Gattin, „wir müssen die Nacht in Dünaburg bleiben. Ob wir morgen unsere Reise fortsetzen oder nach Riga zurückkehren, wird von Ellas Befinden abhängen.“

„Ach, wären wir nur erst in Dünaburg und könnten unserm armen Kinde Ruhe gönnen!“ seufzte Frau Stahl.

Und weiter brauste der Zug, immer weiter.

Endlich hatte man Dünaburg erreicht. Mit Hilfe des Schaffners wurde Ella in ein ganz in der Nähe des Bahnhofes befindliches Gasthaus gebracht und so bequem als möglich gebettet.

Stahl gab einem Hoteldiener den Auftrag, sein

Gepäck in Empfang zu nehmen und es auf dem Bahnhofe abzustellen, bis er weitere Bestimmungen treffen werde.

„Gehen Sie darauf zu einem Arzt und bitten Sie ihn, sofort hierher zu kommen!“ fügte er hinzu.

„Doctor Löwenthal wohnt ganz in der Nähe.“

Der Fabrikherr runzelte die Stirn. „Ist hier in Dünaburg kein anderer Arzt?“ fragte er.

Aber ehe der Hotelbedienter noch antworten konnte, sagte Frau Stahl, welche den Namen vernommen hatte, bittend zu ihrem Gatten: „Gotthard, laß den Doctor Löwenthal kommen. Mir scheint es ein Wink des Himmels zu sein, daß wir ihn hier treffen. Wenn es in menschlicher Macht steht, so wird er unser Kind retten.“

„Nun gut, so bitten Sie den Doctor Löwenthal, zu kommen!“ entgegnete der Fabrikherr.

Die Mutter kehrte zu dem Lager ihres Kindes zurück. Indessen wartete Stahl in einem Nebenzimmer ungeduldig auf das Erscheinen des Arztes.

Nach Verlauf einer Stunde öffnete sich die Thüre und Löwenthal trat ein.

Stahl hatte bisher nicht ohne ein Gefühl von Bitterkeit und Groll an diesen Mann zu denken vermocht, der, er wußte es jetzt nur zu wohl, das schwere Erkrankten seines einzigen Kindes veranlaßt hatte, aber als die hohe Männergestalt mit dem offenen, schönen, Vertrauen erweckenden Antlitz und den schwermüthig blickenden Augen vor ihm stand, konnte er sich dem vortheilhaften Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, doch nicht entziehen.

„Herr Doctor, erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Namen nenne!“ sagte er. „Ich bin der Fabrikbesitzer Stahl aus Riga.“

Löwenthal verrieth nur durch ein leises Zusammenzucken, daß ihm der Name kein fremder sei; aber er faßte sich sofort wieder, verneigte sich höflich vor dem

Fabrikherrn und fragte: „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich beabsichtigte, mit meiner Gattin und meiner Tochter, die seit einiger Zeit leidend ist, in's Ausland zu reisen, versetzte Stahl, „aber auf der Fahrt von Riga hierher hat sich der Zustand der Kranken so sehr verschlimmert, daß wir auf der Station aussteigen mußten. Nun wünsche ich, Ihren ärztlichen Rath in Betreff meiner Tochter zu hören.“

Marmorblässe hatte während der Rede des Fabrikherrn das Antlitz des Doctors überzogen. „Darf ich Sie bitten, Herr Stahl, mir etwas Näheres über das Leiden Ihres Fräulein Tochter mitzutheilen?“ sagte er in einem Tone, dem er vergebens Festigkeit zu geben versuchte.

Stahl stattete dem Doctor einen genauen Bericht über den Beginn und Verlauf der Krankheit ab, worauf Löwenthal dem Fabrikherrn in das Zimmer folgte, in dem sich Ella befand.

Als Löwenthal eintrat, erhob sich Frau Stahl und reichte dem Doctor beide Hände entgegen. „So sehen wir uns wieder!“ sagte sie mit leiser, vor Schmerz bebender Stimme. „Nicht wahr, Sie werden Alles thun, was in Ihrer Macht steht, um unser Kind zu retten?“

„Können Sie daran zweifeln, Frau Stahl?“

„Nein!“ erwiderte sie, „ich habe volles Vertrauen zu Ihnen.“

„Ich möchte Ihr Fräulein Tochter sehen, ohne sie durch meinen Anblick zu erschrecken oder aufzuregen!“ sagte Löwenthal, indem er leise und behutsam an das Kopfende des Bettes trat.

Wer vermöchte die Gefühle zu schildern, welche die Brust des Doctors durchwogten, als seine Augen auf dem abgekehrten, fieberglühenden Antlitz des jungen Mädchens ruhten!

Er nahm einen Stuhl und setzte sich an das Bett, aber während er Ellas Puls fühlte, hielt er den Kopf

tief gesenkt, damit die Kranke, wenn sie die jetzt geschlossenen Augenlider öffnete, ihn nicht sehe und erkenne.

Nun begannen die Fieberphantasien von Neuem.

„Haltet mich nicht fest! ich muß ihm nach, ihn zurückhalten, er soll es wissen, daß ich ihn liebe, ihn allein. — Zu spät!“ schrie sie auf, „er ist fort und ich sehe ihn niemals wieder, niemals, niemals.“

Tief schnitt diese Klage seines Kindes dem Vater in's Herz, aber wunderbarerweise war aller Groll gegen den Mann, der so schweres Leid über seine Gattin und ihn heraufbeschworen hatte, aus seinem Herzen geschwunden; er empfand im Gegentheil ein unfägliches Mitleid mit ihm, der so gebeugten Hauptes an dem Krankenlager seiner Tochter saß.

Der Fabrikherr berührte leicht die Schulter des Doctors. Dieser erhob sich und folgte Stahl in das Nebenzimmer, während die Mutter ihren Platz an dem Lager ihres Kindes wieder einnahm.

„Nun?“ fragte der Fabrikherr erwartungsvoll.

„Noch läßt sich nicht entscheiden, was daraus wird!“ versetzte Löwenthal. „Ich darf es Ihnen indessen nicht verschweigen, Herr Stahl, daß ein typhöses Fieber zu befürchten steht.“

„Wird es nicht möglich sein, meine Tochter morgen nach Miga zurückzubringen?“

„Nein!“ sagte Löwenthal, „ich muß entschieden dagegen sein, die Eisenbahnfahrt könnte den Zustand Ihres Fräulein Tochter in hohem Grade verschlimmern. Hier im Hotel kann aber natürlich die Kranke nicht bleiben, ich zweifle jedoch daran, daß es uns gelingen dürfte, so rasch, als es Noth thut, eine passende, vollständig möblirte Wohnung aufzufinden; daher bitte ich Sie, mir zu gestatten, Ihnen und der Kranken mein Quartier, welches sich ganz in der Nähe befindet, zur Verfügung zu stellen. Es sind freilich nur drei Zimmer, aber Sie werden dort jedenfalls besser aufgehoben sein als hier, und, was die Hauptsache ist, Ihr Fräulein Tochter wird die nöthige Ruhe haben.“

„Und Sie?“ fragte Stahl.

„Ich finde im Hotel eine Unterkunft.“

„Herr Doctor,“ entgegnete Stahl, „ich danke Ihnen herzlich für Ihr liebenswürdiges Anerbieten, kann aber unmöglich ein solches Opfer von Ihnen annehmen.“

„Ein Opfer?“ fragte Löwenthal in schmerzlicher Bewegung. „Sie sprechen von einem Opfer, Herr Stahl? Muß ich Ihnen nicht im Gegentheil zu ewigem Danke verpflichtet sein, wenn Sie mir gestatten wollen, so viel in meinen Kräften steht, wieder gut zu machen, was ich verbrach. Sie werden die Seelenpein niemals ermesen können, mit der ich an dem Lager des holden Wesens stand, welches ich so unaussprechlich liebe und dessen Herzensfrieden ich doch aus egoistischem Streben nach eigenem Glück vernichtet habe. Ich möchte mit Freuden mein Leben für Ihre Tochter dahingeben, wenn ich sie dadurch retten könnte, aber ich fürchte, es würde nur Eines im Stande sein, das Dahinwelken dieser schönen, lieblichen Blüthe zu verhindern, und dieses Eine ihr zu bieten, steht nicht in meiner Macht. Ich kann das Geschehene nicht aus ihrem Gedächtniß verwischen und ich vermag die Kluft, welche uns scheidet, nicht zu überbrücken.“

Stahl schwieg eine Weile und schaute wie in Gedanken verloren vor sich hin.

Dann reichte er mit raschem Entschluß dem Doctor die Hand. „Retten Sie uns unser Kind“ sagte er, „und sich die Braut. Wenn Sie mir meine Tochter vollständig genesen in die Arme legen, will ich Sie segnen und Sie freudig als Sohn willkommen heißen.“

Ein heller Glückstrahl leuchtete in Löwenthals Augen auf. „Wollten Sie das wirklich?“ fragte er und drückte die Hand des Fabrikherrn. „Aber für's Erste“, fügte er hinzu, „müssen noch alle egoistischen Wünsche schweigen. Jetzt kann und will ich nur daran denken, sie zu retten, und daß Sie mir durch Ihre eben ausgesprochenen Worte die Möglichkeit bieten, das Mittel anzuwenden, welches ich dem heftigen Fieber gegenüber

für allein wirksam halte, dafür spreche ich Ihnen meinen wärmsten, innigsten Dank aus. Das Weitere lege ich getrost in Gottes Hand. Darf ich nun noch einmal die Bitte wiederholen, daß Sie meinen Vorschlag annehmen und in meine Wohnung übersiedeln?"

"Ich erkläre mich bereit, mich allen Ihren Anordnungen zu fügen, Herr Doctor!" entgegnete Stahl. "Aber nicht wahr, der Umzug kann doch erst morgen geschehen?"

"Gewiß!" versetzte Löwenthal. "Heute müssen wir so viel als möglich Alles vermeiden, was Fräulein Ella noch mehr aufregen könnte, als es die Eisenbahnfahrt bereits gethan hat."

Beide Herren kehrten in's Krankenzimmer zurück und Stahl theilte seiner Gattin mit, daß sie in Dünaburg bleiben müßten, der Doctor sich erboten habe, ihnen seine Wohnung abzutreten und selbst in's Gasthaus übersiedeln, und daß er bereit sei, Löwenthal's Vorschlag mit herzlichem Danke anzunehmen.

Frau Stahl reichte dem Doctor ihre Hand hin. "Aber Ihre Mutter?" fragte sie.

"Ich habe keine Mutter mehr hier auf Erden!" entgegnete er ernst. "Sie ging heim, noch ehe ich hierher nach Dünaburg zog."

Löwenthal beobachtete Ella noch eine Weile, ohne von ihr gesehen zu werden, dann traf er die nöthigen Verordnungen für die Nacht und verabschiedete sich darauf von Herrn und Frau Stahl.

Als der Doctor das Hotel verlassen hatte, setzte sich Stahl zu seiner Gattin und wiederholte ihr, so leise, daß Ella nichts davon vernehmen konnte, Wort für Wort seine Unterredung mit Löwenthal.

Anna schlang die Arme um den Hals ihres Gatten. "Gott segne Dich, Gotthard!" flüsterte sie. "Nun fange ich an zu hoffen, daß unser Kind uns erhalten bleibt."

Langsam schlichen die Stunden der Nacht für die

ärmen Eltern, welche mit banger Sorge an dem Lager ihres Kindes wachten, dahin.

Ella phantasirte fortwährend und konnte nur mit Mühe im Bett zurückgehalten werden, erst gegen Morgen begann sie ruhiger zu werden.

Um neun Uhr erschien Löwenthal und erklärte, nachdem er die Kranke, welche bleich wie eine Lilie und mit geschlossenen Augen dalag, wieder eine Weile beobachtet hatte, daß nun ohne Gefahr der Umzug bewerkstelligt werden könne.

Endlich war auch das vorüber und Ella ruhte bequem und weich gebettet in einem geräumigen, freundlichen Schlafgemach.

Frau Stahl drückte dankbar die Hand des Doctors, der in umfassendster Weise für Alles Sorge getragen und auch ihr Reisegepäck bereits hatte in seine Wohnung schaffen lassen.

„Geben Sie Fräulein Ella jetzt nur von Zeit zu Zeit etwas Wein zur Stärkung,“ sagte Löwenthal, „außerdem wollen wir ihr einige Stunden vollständige Ruhe gönnen. Indessen werde ich meine Krankenbesuche abmachen. Wenn ich wiederkehre, soll mit Gottes gnädigem Beistande die Cur, von welcher ich mir den größten Erfolg verspreche, beginnen.“

Der Umzug mußte Ella doch wohl sehr angegriffen und ermüdet haben, denn sie lag ganz bewegungslos und mit geschlossenen Augen da, nur bisweilen murmelte sie halbblaute Worte vor sich hin.

Um die Mittagszeit begann die Kranke unruhiger zu werden und Herr und Frau Stahl athmeten erleichtert auf, als der sehnlich erwartete Doctor zu ihnen zurückkehrte.

Löwenthal setzte sich nun an Ellas Bett und nahm ihre Hand in die seine.

Die Kranke schlug die Augen auf und stieß einen leisen Schrei aus.

„Erschrick nicht, mein Liebling, ich bin's!“ sprach Löwenthal in besänftigendem Tone.

„Bist Du endlich, endlich gekommen, Max!“ flüsterte sie. „Bleibst Du nun bei mir?“

„Wenn ich auch fortgehe, ich komme immer wieder!“

„Immer wieder!“ wiederholte sie, wobei es wie ein Lächeln über ihre Züge glitt.

Eine Weile lag sie ganz still da, dann fuhr sie plötzlich auf. „Laß mich!“ rief sie angstvoll, „ich muß ihm nach, ich will ihn zurückhalten.“

„Ich bin ja gar nicht fortgegangen, ich bin ja bei Dir, mein Liebling!“ sagte Löwenthal mit ruhiger Stimme.

„Und bist Du mir nicht böse?“

„Wie sollte ich? Du weißt ja, daß ich Dich lieb habe!“ versetzte er zärtlich.

Ein süßes Lächeln glitt über das abgekehrte Antlitz der Kranken. „Ich habe Dich lieb!“ flüsterte sie.

Aber sie blieb nicht ruhig. Die Fieberphantasien kehrten wieder und wurden immer heftiger, jedes Mal wirkte jedoch Löwenthals zärtlich bittende Stimme beschwichtigend auf die Kranke.

Auf sein Zureden entschloß sie sich, auch ein wenig Bouillon zu genießen.

In der Nacht ruhten Herr und Frau Stahl auf des Doctors dringende Bitte abwechselnd ein paar Stunden, er selbst verließ Ella nicht, ging freundlich auf ihre Phantasien ein, sprach beruhigende Worte zu ihr und reichte ihr von Zeit zu Zeit einen kühlenden Trank.

Gegen Morgen wurde die Kranke ruhiger und um neun Uhr konnte der Doctor sie verlassen und wieder seine Krankenbesuche machen.

Indessen saßen Herr und Frau Stahl an dem Lager ihres Kindes, und wenn Ella die meistens geschlossenen Augen öffnete und die Mutter bemerkte, wie dieselben suchend umherirrten, flüsterte sie ihrer Tochter zu: „Er kommt wieder!“

Und er kam und verbrachte jedes Mal den ganzen Nachmittag und die Nacht bei der Kranken.

Als Frau Stahl den Doctor bat, er möge sich doch

ein wenig Ruhe gönnen, entgegnete er: „Bitte, gestatten Sie mir, hier zu bleiben. Fern von ihr würden Sorge und Unruhe mich doch nicht schlafen lassen und ein paar Nachtwachen schaden mir nichts.“

So vergingen sechs Tage. Am siebenten nach Mitternacht senkte sich endlich der so sehr ersehnte Schlaf auf die müden Augenlider der Kranken und sie begann ruhiger und gleichmäßiger zu athmen.

Nachdem Ella mehrere Stunden ununterbrochen geschlafen hatte, erwachte sie am Morgen mit vollem Bewußtsein.

„Du liebe Mutter!“ flüsterte sie, als Frau Stahl sich über sie neigte. Aber dann ruhten ihre Augen mit dem Ausdruck freudigster Ueberraschung auf Löwenthal. „Sie hier?“ fragte sie mit leiser Stimme. „So habe ich also nicht geträumt, als ich Sie unablässig an meinem Lager sitzen sah?“

„Nein, es war kein Traum!“ versetzte er in ruhig freundlichem Tone. „Ich bin jetzt Ihr Arzt, mein Fräulein, und als solcher muß ich Sie bitten, für's Erste noch recht wenig zu sprechen, sich vollständig ruhig zu verhalten und so viel als möglich zu schlafen. Nicht wahr, Sie werden eine gehorsame Patientin sein?“ fügte er lächelnd hinzu.

„Wie Sie damals!“ flüsterte Ella. Dann schloß sie gehorsam die Augen und war bald wieder eingeschlummert.

Löwenthal verließ mit geräuschlosen Schritten das Krankenzimmer und ging zu dem Fabrikherrn, der sich, als seine Tochter nach Mitternacht ganz ruhig geworden war, auf die dringende Bitte seiner Gattin im Nebenzimmer niedergelegt hatte.

„Nun, was bringen Sie mir für Nachrichten, lieber Doctor?“ fragte Stahl, der bereits aufgestanden war und eben in das Krankenzimmer zurückkehren wollte.

„Fräulein Ella hat mehrere Stunden nach einander fest geschlafen und ist vollständig bei Besinnung!“ entgegnete Löwenthal. „Die Gefahr ist vorüber. Jetzt

nur noch Vorsicht und gute Pflege und Ihr Fräulein Tochter wird mit Gottes gnädigem Beistande genesen.

Stahl schloß den Doctor im Uebermaß der Freude in seine Arme. „Ich danke Ihnen, mein Sohn!“ sagte er tief bewegt.

„Lassen Sie uns vereint Gott danken!“ versetzte Löwenthal.

Vorsicht und gute Pflege! hatte Löwenthal gesagt und daran ließen es weder Elass Eltern noch der Doctor fehlen.

Alle Stunden des Tages, welche ihm nach der Erfüllung seiner andern Berufspflichten übrig blieben, verbrachte Löwenthal an Elass Krankenlager, und seine immer gleich liebenswürdige, ruhig heitere Weise, mit ihr zu verkehren, wirkte überaus wohlthätig auf die Reconalescentin ein. Er saß bei Ella, plauderte unbefangen mit ihr und zwang sein stürmisch klopfendes, leidenschaftlich erregtes Herz zur Ruhe, denn noch war seine Patientin ja so schwach, daß jede Aufregung ihr hätte schaden können.

Von so treuer Liebe gepflegt und behütet, genas Ella endlich und es kam der Tag, wo Löwenthal ihr sagen konnte, daß er mit voller Zustimmung ihrer Eltern um ihre Hand werben dürfe, und wo er sie fragte, ob ihre Liebe zu ihm stark genug sei, um die Macht des Vorurtheils, welches sie gegen seine Abkunft hege, zu überwinden und ihm mit freudigem Herzen zum Altare zu folgen.

Da erhob Ella die in Thränen schimmernden Augen zu ihm, aber diese Augen redeten jetzt eine andere Sprache, als damals, wo er ihr zum ersten Male seine Liebe gestand.

Stürmisch zog Löwenthal das geliebte Mädchen an sich. „So bist Du mein, mein für ewig, meine einzig Geliebte, mein Kleinod, meine Braut!“ jubelte er.

Sie lehnte voll Vertrauen das Köpfchen an seine Brust. „Kannst Du mir verzeihen, Max, daß ich so thöricht war?“ fragte sie demüthig. „Ach, schon damals,

als Du mich in Majorenhof verließest, wußte ich, wie sehr ich Dich liebte und daß ich die Trennung von Dir niemals überwinden würde, aber ich hatte nicht den Muth, Dich zurückzurufen. Und dann verzehrten mich die bittersten Qualen der Reue und ich sehnte mich so unbefchreiblich nach Dir, daß ich es zuletzt nicht mehr ertragen konnte und krank wurde."

"Und da kehrte ich wieder zu Dir zurück", fiel ihr Löwenthal in die Rede, „und nahm mein süßes Lieb in meine Cur, bis es mit Gottes Beistand wieder gesund wurde. Willst Du mir nun nicht sagen, meine holde, kleine Braut, ob Du jetzt glücklich bist?"

„Stolz auf Deine Liebe und namenlos glücklich!“ entgegnete sie und schaute mit einem strahlenden Blicke zu ihm auf.

„Gott segne Dich für diese Worte, mein Liebling!“ sagte Löwenthal und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die jungfräulichen Lippen der Geliebten. „Dieser Augenblick bietet mir reichen Ersatz für alles Bittere und Schwere, das ich bisher durchkämpft und erlitten habe. Deine Liebe, meine Ella, giebt mir den Glauben an die Menschen wieder, sie ist der Sonnenstrahl, welcher plötzlich das Leben des bis dahin so einsamen Mannes mit wunderbarem Lichte erhellt und ihm die Zukunft in zauberhaftem Glanze erscheinen läßt. Sei tausendmal gesegnet, mein süßes Lieb! mein guter Engel!“

Löwenthal führte darauf seine Ella ihren Eltern zu und theilte ihnen mit, daß ihre Tochter eingewilligt habe, seine Gattin zu werden.

Tief bewegt, aber freudigen Herzens hießen Stahl und dessen Gattin den Doctor als Sohn willkommen und legten mit vollem Vertrauen ihr einziges Kind in die Arme des Mannes, den sie in den letzten, schweren Tagen hochschätzen und lieben gelernt hatten.

„Ich mache nur eine Bedingung, mein lieber Sohn!“ sagte der Fabrikherr. „Du mußt hier Alles aufgeben und wieder in die Heimath zurückkehren. Ich habe für

Ella das Gut Rosenthal gekauft; dort sollt Ihr nach Euer Verheirathung leben. Du wirst auf Eurer Besitzung und den umliegenden Gütern Gelegenheit genug finden, Deine Berufspflicht auszuüben, und wir werden unsere geliebten Kinder jederzeit erreichen und besuchen können. Vielleicht baue ich mir mit der Zeit auch noch ein Häuschen in Rosenthal auf und lasse mich mit der Mutter ganz bei Euch nieder."

"Ist Dir's nicht recht, Max?" fragte Ella ihren Verlobten, der das Haupt tief gesenkt hatte.

Da blickte er auf und schaute sie mit leuchtenden, freudestrahlenden Augen an.

"Nicht recht?" fragte er. "In ländlicher Stille, fern von dem Treiben der Welt, mit Dir, meine einzig Geliebte, leben zu dürfen, das ist mehr, als ich jemals zu hoffen und ersehnen wagte. Im ersten Augenblicke erschien mir dies Glück so groß, daß ich meinte, es könne nicht Wahrheit sein, es müsse zerrinnen wie ein Traum."

"Wieder pessimistische Gedanken!" sagte Ella mit einem bezaubernden Lächeln und strich liebkosend mit der Hand über seine Stirn. "Mein Herr Doctor, wie gut ist es doch, daß Du Deinen Arzt von jetzt an immer zu Seite haben wirst. Siehst Du," fuhr sie fort, "ich habe damals richtig prophezeit, nun ist das Glück doch gekommen. Weißt Du noch?"

Und von seinem Arm umschlungen, begann sie mit leiser Stimme zu singen:

Ueber Nacht kommt still das Glück

Und bist Du erwacht — o selig Geschick —

Da fiel er mit seiner tiefen, klangvollen Stimme ein und die Verlobten sangen die beiden letzten Strophen mit einander:

Der düstre Traum ist zerronnen

Und Freude, Freude gewonnen!